

TagesWoche

N° 35

Freitag, 21.09.2018

CHF 5.-

Kulturförderung / S. 6

Die Geldtöpfe sind gut gefüllt in Basel.
Aber wir sollten über den Verteilschlüssel
diskutieren, bevor der Wind dreht.

SUBVENTIONEN IM FOKUS

ANZEIGE

28. UND 29. SEPTEMBER
NEUERÖFFNUNG FILIALE BASEL

Besuchen Sie uns an unserem neuen Standort im Stücki Park
und profitieren Sie von exklusiven Eröffnungsangeboten, Rabatten
sowie einem vielfältigen Programm. Wir freuen uns auf Sie.


BÄCHLI
BERGSPORT

www.baechli-bergsport.ch/basel

TagesWoche

Journalismus für Basel



Analytikerin.

Catherine Weyer, Redaktorin



Ernährung / S.32

FOTO: ALEXANDER PREOBJAJENSKI



Bergkäse herstellen ist das eine. Bewähren muss sich eine Genossenschaft aus dem Baselbiet aber auch bei der Vermarktung ihrer Produkte.

Gleichstellung / S.28

FOTO: ALEXANDER PREOBJAJENSKI



Zwei junge Baslerinnen erklären, warum die Frauen erneut streiken sollen.

Krankheit / S.34

FOTO: ELENI KOUIGNONIS



Auf der Bühne kann Gianluca Cutrufello vergessen, dass er an Leukämie leidet.

Regula Guldemann
Wochenschau
Bildstoff
Bestattungen
Knackeboul
Kinoprogramm
Wochenendlich
Kreuzworträtsel
Impressum

S. 4
S.20
S.22
S.24
S.25
S.40
S.41
S.42
S.42

Georg Kreis / S.26

**Intransparenz
in der Parteien-
finanzierung
schadet unserer
Demokratie.**

ANZEIGE

Demenz. Wissen und Lösungen

● Herausforderndes Verhalten durch psychische Veränderungen

Referent: Prof. Dr. med. Thomas Leyhe

● Über den richtigen Zeitpunkt für den Übertritt ins Heim

Referent: Dr. med. Christoph Held

Sonntag, 23. Sept. 2018, 10.30 Uhr
Universität Basel, Petersplatz, Eintritt frei

Alzheimervereinigung beider Basel



Olivier Joliat
Redaktor

Diskussion ist auch Kultur

Vom Kellerloch bis zum Kunstpalast: Basels Kulturlandschaft ist vitaler und vielfältiger als diejenige mancher Millionen-Metropole. Das liegt kaum an übermässiger Kreativität oder der historisch humanistischen Gesinnung. Die heute so üppige Kultur blüht dank einzigartig fruchtbarem Boden, gedüngt mit viel Geld. Steuergelder, Swisslos-Fonds, Stiftungen, Sponsoring und – als Hefe im Daig – potente private Spender. Die Chemie stimmt in Basel (und spielt auch mit).

Es ist dies wohl die einzige Eigenheit, mit der sich keiner in Bebbihausen stolz brüstet. Kulturschaffende thematisieren den schnöden Mammon höchstens in ihrem Werk. Bei direkter Diskussion über die Förderung ihrer Arbeit knallt schnell die gesellschaftliche Keule: «Was soll das? Wem hilft das? Was nützt das?» Kulturgelder würden – je nach Gesinnung – sinnvoller für Krippen- oder Parkplätze eingesetzt.

Auch den Co-Leiterinnen der Abteilung Kultur ist das Thema Geldverteilung unangenehm. Denn die Pflege alterwürdiger Institutionen frisst so viel Budget, dass für neue und junge Kultur prozentual nur wenig bleibt. Die Kulturförderung scheint fokussiert auf eine privilegierte Minderheit gut situierter Bildungsbürger.

Da stellen sich Fragen: Wenn Kultur als gesellschaftlich bildendes und verbindendes Gut mit historischer Basis und zukunftsweisender Perspektive definiert wird, ist dann die Basler Förderung unsozial? Wie wertet man über Jahrhunderte gewachsene Geschichte, wie Zeitgeist? Wer finanziert, wenn die Mäzene sterben? Ist eine fett gedüngte Wiese weniger divers?

Der Versuch einer Rundumschau mit Finanz-Fokus soll Stoff für Diskussion bieten. Dies mag unangenehm sein und scheinbar nicht dringend. Denn in Zeiten voller Töpfe sind selbst Budget-Bruchteile schöne Brocken, die es anderswo nicht gibt. Doch der harte Barrikaden-Streit ist nicht weit: In Deutschland schreibt Gesellschaftskritiker Berthold Seliger vom «Klassikkampf», in Zürich fordert die populäre Kreativbranche Fördergeld auf Kosten wenig besuchter Kultur wie Tanz und Theater.

Fördern wir also jetzt die Diskussionskultur, das kostet nur Überwindung. ×

Regula Guldemann

von Andrea Fopp

Viele träumen vom Beruf der Yoga-Lehrerin, wenige können davon leben. Regula Guldemann schon. Mit einem der erfolgreichsten Studios in Basel.

Von einem Mann tropft Schweiß auf den Boden, eine Frau zittert das Standbein. Nur eine lacht: Regula Guldemann. «Na, merkt ihr schon was?», fragt sie. In schwarzen Leggings und himmelblauem Shirt schlängelt sie sich zwischen den Matten hindurch und korrigiert hie und da eine Position. Der schwitzende Mann presst hervor: «Am Po.» – «Dafür kommt ihr doch, für den Yogapo», sagt sie lachend. «Denkt daran: Jedes Drama geht vorbei.»

Es ist nicht zu übersehen: Die Leute lieben Regula Guldemann. Sie kommen ein bisschen früher ins Studio an der Falknerstrasse, bleiben ein bisschen länger, um mit ihr zu schwatzen. Sie begrüsst und verabschiedet jede persönlich: «Sara, du kommst neuerdings zweimal pro Woche, gell? Man sieht es, du machst Fortschritte.»

Diese Einfühlbarkeit ist auch Teil des Business-Konzepts, wie Guldemann sagt. Sie ist Geschäftsführerin des «Niyama», beschäftigt zwölf Yoga- und Pilateslehrerinnen und -lehrer, die meisten hat sie selber ausgebildet. Sie sagt ihnen: «Ihr müsst die Namen eurer Schüler kennen, euch für sie interessieren.»

Kundenbindung ist nötig, Yoga unterrichten ein hartes Business. Die Nachfrage ist zwar gross, aber der Lohn gering. Pro Lektion bekommen die «Teachers» im «Niyama» 70 Franken, das ist für Basler Verhältnisse Obergrenze. Davon leben können die meisten trotzdem nicht.

Geschäftsführerin Regula Guldemann kann von ihrem Studio leben, und das gut. Vor acht Jahren startete sie mit einem Raum, anderthalb Jahre später mietete sie den Raum nebenan dazu, weil es so gut lief.

Mit Flexibilität zum Erfolg

Den Erfolg hat Guldemann ihrer Ausstrahlung zu verdanken, aber auch ihrem Konzept. Neben der zentralen Lage in der Innenstadt ist es der flexible Stundenplan: Im «Niyama» kann man spontan in jede der wöchentlich 44 Lektionen reinschneiden. Vor Ort legt man 20 Franken in eine Schachtel – die Lehrerin überprüft nicht, wer bezahlt, sie setzt auf Vertrauen.

Maximale Unverbindlichkeit also. Praktisch in einer Zeit, in der man im Job flexibel sein muss und zwischen Sitzung und Familienabend noch eine Yogalektion



Für Regula Guldimann war Yoga erst ein Nebenjob. Jetzt bietet ihr Studio wöchentlich 44 Lektionen an.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

reinquetschen kann. Das Konzept geht auf. Ursprünglich war Yoga für Regula Guldimann ein Nebenjob. Sie ist Psychotherapeutin für kognitive Verhaltenstherapie. Während des Studiums fing sie an, nebenbei Yogastunden zu geben.

Sowohl in der Therapie als auch beim Yoga geht es darum, das Negative hinter sich zu lassen und auf das Positive zu schauen. Mittlerweile gibt es an Universitäten Therapien, die Verhaltenspsychologie und Yoga verbinden. Regula Guldimann allerdings ist lieber Yogalehrerin als Psychotherapeutin. Vor einem Jahr hörte sie damit auf. Die Arbeit entzog ihr mehr Energie, als sie ihr gab. «Psychotherapie ist problemorientiert und fokussiert auf eine Person», sagt sie. «Im Yoga gibt es mehr Leichtigkeit, in der Gruppe entsteht

eine positive Dynamik.» Das helfe, eigene Muster und Grenzen zu erkennen, das Gleichgewicht zu suchen. Die einen lernen im Yoga mehr zu geben, die anderen es ruhiger anzugehen. «Ich erkenne sofort, wen ich motivieren und wen ich eher bremsen muss», sagt Guldimann.

Auch sie habe mit den Jahren lernen müssen, bewusst Verschnaufpausen einzulegen. 14 Stunden Unterrichten pro Woche sind das Maximum. Zum persönlichen Training gehören neben Kraftübungen auch Dehnen, Meditation und Atemübungen. Der Geist ist Guldimann wichtiger geworden. Es zahlt sich aus: «Heute, mit 42 Jahren, fühle ich mich gesünder und fitter als mit 30.»

«Ich bin keine Buddhistin», sagt Guldimann. Aber ein bisschen philosophisch

dürfen ihre Lektionen schon sein. «Regula ist ein bisschen esoterisch, aber nicht zu sehr», sagt eine Schülerin. Ein Schüler schätzt, wie sie ihr Wissen über Körper und Geist verbindet. «Regula weiss sehr gut über die Anatomie Bescheid.» Er ist Arzt für innere Medizin am Unispital und kommt wenn möglich fünfmal die Woche in die Stunde.

Im Studio stehen die Schülerinnen und Schüler auf allen Vieren, Po in der Luft: der Hund, der nach unten schaut. «Konzentriert euch aufs Atmen. Vielleicht wandern die Gedanken zu dem, was ihr erledigen müsst. Schnell noch einkaufen, dann telefonieren. Das ist nicht schlimm, beobachtet eure Gedanken und kommt dann zum Atem zurück. Und seid dabei liebevoll mit euch selbst.»

×

In Basel wird Kultur unterstützt wie in kaum einer anderen Stadt. Doch nicht alle finden die Verteilung gerecht.

FÜR WEN IST DIE KULTUR?

von Olivier Joliat (Text)
und Felix Michel (Datenrecherche*)

Basel schmückt sich in der Kultur mit Weltmeistertiteln: Aus der ältesten Kunstsammlung in Bürgerbesitz entstanden das Kunstmuseum und die heute wohl dichteste Museumslandschaft. Die Art Basel ist der Nabel der globalen Kunstmessen. Und sogar das Volksfest Fasnacht läuft unter dem Label Weltkulturerbe.

Doch auch bei der Förderung belegt Basel-Stadt einen Spitzenplatz. 1258 Franken aus Steuer- und Swisslos-Geldern flossen 2015 pro Kopf der Bevölkerung. Und Geld von Stiftungen und Mäzenen verdoppelt diesen Betrag in etwa. Das be-

stätigen die Co-Leiterinnen der Abteilung Kultur im Präsidiatdepartement, Sonja Kuhn und Katrin Grögel, gegenüber der TagesWoche.

Trifft ein Projekt ihre persönlichen Präferenzen, finanzieren Mäzene es unter Umständen sogar fast alleine. Eines der wenigen bekannten Beispiele ist Gigi Oeris Spielzeug Welten Museum. Das Haus am Barfi steht hoch in der Gunst des Publikums, passt aber nicht ins Förderkonzept des Kantons. Private Unterstützung «kann kulturpolitisch total inkorrekt sein», wie Kuhn diesen Geldsegen lachend kommentiert.

Doch wie korrekt und ausgeglichen ist die Verteilung der jährlich rund 128 Millionen Franken öffentlicher Gelder aus dem

Kulturbudget? Das parteiübergreifende Komitee Kulturstadt Jetzt beklagt, die Förderung fokussiere viel zu stark auf die professionelle Hochkultur. Es fordert fixe fünf Prozent der jährlichen Kulturausgaben für die Jugendkultur und hat darum beim BScene Festival die Unterschriftensammlung für seine «Trinkgeld-Initiative» gestartet. Aktuell bekomme die Jugendkultur nur 3,5 Prozent.

Diese Zahl ist je nach Berechnungsmodell höher oder tiefer. Unbestritten ist hingegen, dass der Prozentsatz sinkt. Denn gemäss den von der TagesWoche ausgewerteten Zahlen gab es seit Einführung des letzten Kulturleitbildes 2012 betreffend der Gesamtsumme nur bei den staatlichen Museen signifikante Steige-



Unter dem neuen Direktor öffnet sich das Kunstmuseum auch neuen Publikumsschichten.

FOTO: KUNSTMUSEUM BASEL/JULIAN SALINAS
- ©PROLITTERIS

***** KUNSTMUSEUM BASEL *****	
SUBVENTIONEN	CHF 16'996'891.-
BESUCHER	334'654
DURCHSCHNITTSALTER	52
SUBVENTION PRO BESUCHER	CHF 51.-

rungen. Allen weit voraus ist das Kunstmuseum. Mit den gerade beantragten zusätzlichen zwei Millionen wird es 2018 5,5 Millionen Franken mehr erhalten als noch vor sieben Jahren. Die Jugendkultur erhält gemäss dem Initiativkomitee insgesamt 4,5 Million pro Jahr.

Das ist im Vergleich zum Gesamtbudget ein kleiner Betrag. Und doch beunruhigt das Aufbegehren die Kulturverantwortlichen. Es könnte Begehrlichkeiten und Forderungen anderer Kultur- und Kunstszene wecken. Der vermeintlich «ewige» Verteilschlüssel, nach dem Museen, Theater und Tanz sowie E-Musik je nach Berechnungsmodell mindestens 85 Prozent der staatlichen Förderbeiträge bekommen, wird erstmals angefochten. Mit dem Sportmuseum meldete gerade

erst ein Museum sein Ende mangels Förderung. Steht die historisch gewachsene Museen-Stadt Basel vor einer Zeitenwende? Entbrennt gar ein Klassenkampf um Kulturgelder?

Umverteilung nach oben

In Zürich ist das Szenario eingetreten. Filmschaffende und Game-Entwickler fordern eine zeitgemässe Verdoppelung ihrer Beiträge auf 40 Millionen Franken. Wenn nötig auch auf Kosten von Tanz, Theater oder dem Subventionsbrocken Opernhaus. Ob berechtigt oder nicht: ein klarer Angriff der neuen Kreativindustrie auf die etablierten Institutionen.

Basel ist bekanntlich weniger aufgeregt. Die grössten Subventionsempfänger sind das Theater Basel, das Sinfonieorchester

Basel und die fünf staatlichen Museen. Ihre Unterstützung ist wegen ihrem staatspolitischen Auftrag kaum umstritten. Selbst die ausserordentlichen zwei Millionen Franken für das Kunstmuseum werden politisch kaum für Opposition sorgen. Zum einen, weil die Ursache der Budgetlücke eine Fehlkalkulation in der Politik war. Dass die Bürgerlichen der verantwortlichen rot-grünen Mehrheit keinen Strick daraus drehten, lag wohl daran, dass es bei der subventionierten Hochkultur um Institutionen geht, die von der bildungsbürgerlichen Oberschicht überdurchschnittlich genutzt werden (siehe Grafik rechts).

Denn Besucher betreten selber eine Bühne, auf der man sich als Connoisseur und Unterstützer profilieren kann. Der

Theater von und für Junge. Die Hälfte des Publikums ist jünger als 22 Jahre.

FOTO: UWE HEINRICH



JUNGES THEATER BASEL

SUBVENTIONEN	CHF 434'916.-
BESUCHER	4968
DURCHSCHNITTSALTER	32
SUBVENTION PRO BESUCHER	CHF 88.-

kulturelle Wert des Theaters Basel etwa wurde gerade bestätigt mit der Wahl zum besten deutschsprachigen Theater 2018. Der finanzielle Wert eines Theater- oder Museumsbesuchs ist aber um ein Vielfaches höher als der bezahlte Eintrittspreis. So wird jeder Eintritt ins Theater Basel mit 230 Franken subventioniert. In der Hochkultur findet so eine ungewöhnliche Umverteilung von Steuergeldern statt: Sozial Schwächere subventionieren das kulturelle Vergnügen der überdurchschnittlich gut verdienenden Bildungsbürger.

Das ist nichts Neues. Bereits im 91. Seiten starken Kulturleitbild von 2012 wurde scharf kritisiert: «Der Blick auf Nutzerstudien von Kulturangeboten zeigt, dass weder im Hinblick auf die Generationen noch auf soziale Schichten oder ethnische Gruppen im jeweiligen Publikum auch nur annähernd ein Abbild der gegenwärtigen Gesellschaft vorliegt. Dies wäre aber zur Legitimation einer öffentlichen Kulturförderung, die von Steuergeldern aller Bürgerinnen und Bürger finanziert wird, notwendig. Auf kulturpolitischer Ebene und vor dem Hintergrund der Migrationsgesellschaft ist dieser Zustand als Problem anerkannt.»

Kultur für alle

Als Lösung setzt man nicht auf eine demokratischere Verteilung der Gelder. Vielmehr verpflichtet man die Grossempfänger auf bessere Vermittlung, damit sie ein neues Publikum erreichen: «Kulturelle Bildung entsteht durch Teilhabe der Nutzerinnen und Nutzer an Kulturangeboten (Partizipation). Kulturelle Bildung wiederum ist die Voraussetzung für eine aktive Teilhabe. Kulturelle Teilhabe ist daher wesentliches Ziel der Kulturpolitik.»

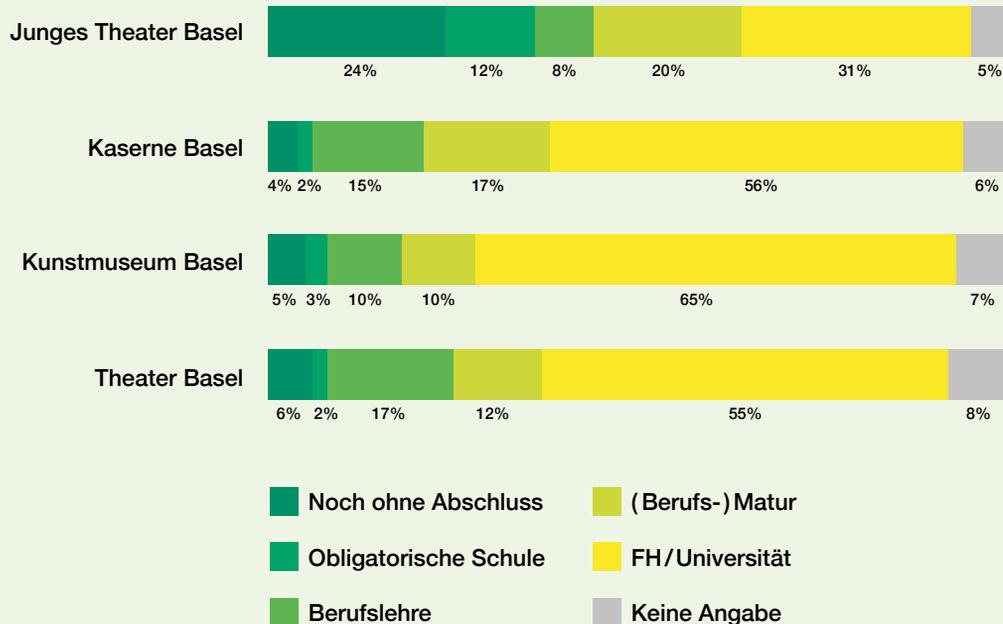
Besonders in den Fokus gerieten die vielen Basler Orchester. In der Analyse zum Orchester-Förderkonzept zuhanden des Grossen Rats stand: «Die Vielfalt in der Orchesterkultur korrespondiert nur partiell mit der Publikumsnachfrage, da die Publikumszahlen mit dem angestammten älteren Publikum in Konzerten der Klassischen Musik eher rückläufig sind. Diese Tendenz wird sicherlich dadurch gefördert, dass viele Musikangebote im ähnlichen Segment angeboten werden, so dass es zu unnötigen Konkurrenzverhältnissen kommt, die weder einen Mehrwert für die Künstlerinnen und Künstler noch für das Publikum bedeuten.»

Das neue Förderkonzept 2015 verlangt von den Orchestern nicht nur, ihr Publikum zu erneuern, sie müssen auch ihr Profil schärfen. Für das Sinfonieorchester Basel (SOB), das wegen seiner staatstragenden Aufgaben von allen Orchestern den mit Abstand grössten Subventionsbetrag bekommt (15 Millionen Franken), war beides befruchtend.

Gemäss der Kommunikationsleiterin Cristina Steinle verzeichnet das SOB in dieser Saison 20 Prozent Neuanhänger bei einer Gesamtzunahme von elf Prozent. «Neue Formate wie die Picknick-Konzerte

Besucher nach Bildungsstand

Die Angaben stammen aus der Publikumsbefragung 2016 des Statistischen Amtes. Dafür wurden zwischen April und Juni 2016 rund 11 000 Besucherinnen und Besucher direkt vor den Kultureinrichtungen befragt.



GRAFIK: ELIANE SIMON

(Quelle: Kulturpublikumsbefragung 2016)

erfreuen sich grosser Beliebtheit und ziehen insbesondere Familien mit Kindern an», sagt sie. «Unsere Cocktail-Konzerte müssen wir inzwischen wiederholen, da die Nachfrage so stark ist, und auch hier trifft sich ein jüngeres Publikum.»

«Kulturelle Bildung ist die Voraussetzung für eine aktive Teilhabe. Sie ist daher wesentliches Ziel der Kulturpolitik.»

Kulturleitbild 2012

Das SOB ist überzeugt, dass mit Projekten an den Schulen, Live-Begleitung von Filmklassikern wie «Ben Hur» und «Indiana Jones» oder Cross-over-Projekten mit den Lovebugs oder Elektronik-Produzent Nik von Frankenberg ein Publikumsnachwuchs gewonnen werden kann.

Auch die «vier Wanderjahre» während des Stadtcasino-Umbaus waren «kreativ beflügelnd», da unterschiedliche Konzertorte wie Münster und Musical Theater zu unterschiedlicher Musik inspirierten. Steinle betont, dass sich das Orchester über die vergangenen Jahre ein eigenes künstlerisches Profil erarbeiten konnte. Besonders seit Chefdirigent Ivor Bolton 2015 den Stab übernommen hat.

Beim Theater Basel, mit fast 40 Millionen Franken der grösste Subventions-

empfänger, kam 2015 ein neuer Direktor. Andreas Beck konnte mit seinem hochstehenden Theater die Gesamtauslastung von 50 Prozent auf fast 70 Prozent heben. Die Bindung zu freien Szene suchte er jedoch kaum.

Von seinem frisch gewählten Nachfolger Benedikt von Peter kann man das durchaus erwarten. Gemäss der «Luzerner Zeitung» steigerte der kommunikative Intendant in seiner ersten Spielzeit in Luzern nicht nur den Publikumszuspruch um 20 Prozent auf über 80 Prozent Auslastung. «Sein Raumtheater steht bei aller Innovation in erster Linie für «Volksnähe», schwärmt die Zeitung. Ausserdem suche er die Vernetzung mit verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und den Kontakt zur freien Szene.

Kultursubvention ist Investition

Auch bei der Wahl des neuen Direktors für das Kunstmuseum war die Öffnung der Institution für ihre Besitzer, also die Baslerinnen und Basler, ein wichtiges Kriterium. Josef Helfenstein schaffte es an seinem letzten Arbeitsort, der Menil Collection in Houston, Texas, sowohl ein finanzstarkes wie auch ein sozial unterprivilegiertes Publikum für Kunst und Kultur zu interessieren. Über die Jahre gelang eine Verdoppelung der Besucherzahlen. Auch weil Programme organisiert wurden mit Kindern aus den unterprivilegierten Quartieren.

Zudem hat das Museum vermehrt mit sehr unterschiedlichen Institutionen, Universitäten, Vereinen und Organisatio-

nen zusammengearbeitet. «Das Museum wurde zugänglicher, und es kamen mehr Leute, weil es Teil und Treffpunkt der Stadt wurde, quer durch die Schichten. Damit wollten wir dem eigentlichen Zweck des Museums näherkommen», sagt Helfenstein. Bereits jetzt mit Publikumszahlen zu messen, ob in Basel eine demografische Demokratisierung stattgefunden hat, wäre allerdings verfrüht.

Kulturpolitisch spannend ist aber der Blick nach Zürich. BAK Economics hat den ökonomischen Nutzen der Kultursubventionen 2017 für die Stadt analysiert. Das überraschende Ergebnis: Für jeden Subventionsfranken an die Kulturinstitute entsteht ausserhalb der Kulturbranche eine Wertschöpfung von 50 Rappen. Kultursubventionen sind also eigentlich Investitionen. Nicht nur, weil ein attraktives Kulturangebot steuerkräftige Bewohner in die Stadt lockt. Es zieht auch Touristen an und generiert Arbeitsplätze.

Viel Lärm um geringe Beträge

Für Basel fehlt eine entsprechende Studie, Martin Eichler von BAK Economics bestätigt aber: «Die Untersuchung fokussiert zwar zahlenmässig auf die Kultur in der Stadt und Region Zürich, die darin enthaltenen Aussagen und Schlussfolgerungen sind qualitativ auch für Basel gültig.»

Auf Anfrage bestätigt Basel Tourismus: Die Museen ziehen Touristen an. Freizeittouristen buchen etwa einen Drittel der Übernachtungen in Basel. Gemäss Marketingleiter Christoph Bosshard ergab eine repräsentative Befragung von Schweiz Tourismus 2017, dass Kunst und Kultur bei Basel-Besuchern im Vergleich mit den übrigen Schweizer Städten überproportional stark gefragt sind. «Es kann wohl davon ausgegangen werden, dass rund die Hälfte der Freizeittouristen in Basel Kulturtouristen im engeren Sinn sind.» Umgerechnet in Logiernächte entsprechen das etwa 230 000 Übernachtungen.

Was genau gefragt ist, kann man an der Nutzung der Basel Card sehen, die Touristen seit Januar 50 Prozent Reduktion garantiert auf Eintritte für Museen und Theater aber auch für Zoo, Rheinschiffe und Sightseeing-Bus.

Top 10 der Nutzung der Basel Card von Januar bis August 2018 (ohne Fähren und ÖV):

1. Kunstmuseum
2. Zoo
3. Fondation Beyeler
4. Museum Tinguely
5. Papiermühle
6. City Bus
7. Vitra Design Museum
8. Spielzeug Welten Museum
9. BPG (Basler Personenschiffahrt)
10. Naturhistorisches Museum

Doch damit «Basel – Culture Unlimited» nicht nur ein Vermarktungslogan bleibt, muss man auch die vielfältige und lebhaftige Kulturszene neben den Institu-

tionen mit einbeziehen. Da stellt sich auch die Frage: Wie viel vom Fördertopf bleibt für die Basler Kunst- und Kulturschaffenden, die nicht einem der staatlich subventionierten Betriebe angehören? Was für Kredite können sie selber anfragen?

Man kann die Spartenkredite für Projekteingaben und Auszeichnungen nicht einfach zusammenzählen, da es gerade bei Tanz und Theater Mischrechnungen gibt. So fliesst ein Teil der Subventionen für den Betrieb der Kaserne auch in Produktionen.

«Wer die «Antrags-Prosa» nicht beherrscht, braucht Hilfe, um überhaupt eine Chance auf Gelder zu haben», sagt ein Kunstschaffender.

Aber so oder so gerechnet, bleibt für die freien Kunst- und Kulturschaffenden nur ein kleiner einstelliger Prozentsatz der öffentlichen Kulturförderung. Aufstockungen der Budgets führen im Grossen Rat jeweils zu hitzigen Diskussionen, selbst wenn es um vergleichsweise kleine Beträge geht, wie 2015 bei der Aufstockung der Filmförderung um 300 000 Franken.

Doch auch vergleichsweise kleine Beiträge können Grosses bewirken: «Diese Aufstockung hat zu einer grossen Aufbruchstimmung und einer neuen Dynamik geführt. Es entstehen laufend neue Produktionsfirmen, und für Filmschaffende in verschiedenen Bereichen ist Basel ein guter Arbeitsplatz geworden, während vorher viele nach Zürich oder an andere Orte weggezogen sind», sagt ein bekannter Filmschaffender.

Schleichende Akademisierung

Die TagesWoche hat ein gutes Dutzend Kulturschaffende aus verschiedenen Sparten und Generationen zur Kulturförderung befragt. Einzelne wollten nicht namentlich genannt werden, weil sie Benachteiligung bei der nächsten Eingabe fürchteten. Darum verzichteten wir bei allen auf Namen.

Die Befragung ist nicht repräsentativ, dennoch ergaben sich spartenübergreifend interessante Schnittmengen.

Bei der Zusammenarbeit zwischen freier Szene und subventionierten Betrieben werden Kaserne und Kunsthalle gelobt. Das ist schön, gehört aber auch zum Aufgabenprofil dieser Häuser. Unter den Institutionen wird das Kunstmuseum unter Direktor Helfenstein positiv wahrgenommen, während man beim Theater auf den neuen Intendanten hofft. Der mit internationalen Preisen ausgezeichnete Andreas Beck hat und sucht anscheinend keinen Draht zur lokalen Szene.

Den Fördergremien in Basel attestiert man Fachwissen. Die Professionalisie-

rung der Kunstschaffenden durch Hochschulen berge wie auch die gestiegene Anforderung bei Jurierungen Gefahren. Noch brauche man zwar keinen Hochschulabschluss, um als Künstlerin Chancen auf Förderung zu bekommen. Aber eine befragte Autorin und Theaterschaffende befürchtet: «Durch die in den Schulen behandelten Theorien sieht man auch bei den Arbeiten vermehrt akademische Thematiken, die dann wiederum den Nerv der Fachjury treffen.»

An der Peripherie wird es spannend

Ähnlich klingt ein Branchen-Kollege: «Wer die «Antrags-Prosa» nicht beherrscht, braucht Hilfe, um überhaupt eine Chance auf Gelder zu haben.» Ein international erfolgreicher bildender Künstler meint: «Professionalisierung? Eher Administration der Förderung. Es gibt trotz Professionalisierung nach wie vor kaum allgemeine Kriterien zur Definition von Qualität. Erst recht nicht, weil sich das Spektrum von Kunst enorm erweitert hat.» Im Jargon der zitierten Autorin heisst das: «Hybride Kunstformen haben es schwerer, da sie nicht in die fixen Förderkriterien passen.»

Eine Akademisierung wünscht sich niemand. Mehrheitlich wird auch abgeraten von einer Eventisierung der Kultur. Das Mittel, um, wie vom Kanton gefordert, mehr und neues Publikum anzulocken, möge zwar kommerziell funktionieren. Doch der Fokus von Publikum und Veranstaltung liege in der Regel nicht auf der Kunst.

Wie schon in der Online-Befragung zum neuen Kulturleitbild 2020–2025 durch die Abteilung Kultur wünschen sich die Kulturschaffenden Freiraum, wo man Kunst und Kultur produzieren und zeigen kann. Denn in der Peripherie der Kulturlandschaft finden sich die verrücktesten Projekte.

Mangelndes Geld wurde kaum beklagt. Reglementarische Hürden wie Lautstärkebegrenzungen oder starre Strukturen scheinen in der freien Szene die grösseren Verhinderer zu sein. ×

*** Die Angaben zu den Subventionsgeldern beziehen sich auf das Jahr 2017 und auf Beiträge beider Basel. Swisslog-Gelder wurden nicht eingerechnet. Die Besucherzahlen für das Theater Basel und die Kaserne Basel stammen aus dem jeweiligen Geschäftsbericht 2017. Die Besucherzahlen von 2017 für das Kunstmuseum sind vom Statistischen Amt. Für das Junge Theater wurde die Besucherzahl der Saison 2016/17 verwendet.**

Katrin Grögel und Sonja Kuhn leiten seit Anfang Jahr die Abteilung Kultur von Basel-Stadt. Statt Gelder umzuverteilen, setzen sie auf eine Demokratisierung des Angebots.

«Spielt man Populär- gegen Hochkultur aus, verlieren alle»

von Olivier Joliat

Kunstmuseum-Direktor Josef Helfenstein teilte neulich im Interview mit der TagesWoche (nur online) einen Gedankengang, der aufhorchen lässt: «Wir dürfen nicht vergessen, dass wir in Basel, einer Kleinstadt, einen einzigartigen Reichtum an Museen und Ausstellungen haben. Es kommt einem so vor, als ob Basel das Angebot einer Zehnmillionenstadt hätte. Das ist eine Herausforderung und langfristig vielleicht auch ein Problem.»

Wir fragten Katrin Grögel und Sonja Kuhn, die Leiterinnen der Abteilung Kultur im Präsidiabund, wie gross die Gefahr ist, dass das Kulturreichum dem Kanton über den Kopf wächst, und

welche Rolle Ausgewogenheit bei der Verteilung der Fördergelder spielt.

Katrin Grögel, Sonja Kuhn, man könnte diese Aussage von Josef Helfenstein folgendermassen weiterdenken: Was, wenn der Zeitgeist ändert, das Interesse der Mäzene erlischt oder sie schlicht sterben und der Kanton die volle Verantwortung und Kosten übernehmen muss?

Sonja Kuhn: Da muss ich etwas ausholen. Basel hat eine lange Sammeltradition. Dadurch haben wir ein überdurchschnittliches kulturelles Erbe und auch gleich fünf staatliche Museen. Diese historisch gewachsenen Institutionen haben den gesetzlich verankerten Auftrag: sammeln, bewahren, forschen, vermitteln. Wir erachten das als wichtig für Bevölkerung

und Staat. Aus diesem Grund finanziert der Kanton auch den Betrieb dieser fünf Museen, während Private und Sponsoren Ausstellungen und Schwerpunkte unterstützen. Für den Grundbetrieb, das heisst für Unterhalt und Verwaltung, finden die Museen keine privaten Gelder. Die Finanzierung durch den Staat und die Unterstützung von Privaten ergänzen sich.

Betrachtet man die Budgets dieser Museen und die gestiegenen Kultur Ausgaben der letzten Jahre, kommt man zum Schluss: Wer hat, dem wird gegeben – selbst wenn Eintrittszahlen getürkt und Budgets unrealistisch kalkuliert waren. Der Beitrag ans Kunstmuseum wird darum um zwei Millionen erhöht. Können die Direktoren machen, was sie wollen?



THEATER BASEL

SUBVENTIONEN	CHF 39'354'153.-
BESUCHER	172'013
DURCHSCHNITTSALTER	53
SUBVENTION PRO BESUCHER	CHF 228.-

Kultureller Leuchtturm: Das Renommee des Theaters Basel strahlt weit über die Landesgrenzen hinaus.

FOTO: ISMAEL LORENZO

Kuhn: Nein, selbstverständlich nicht! Darum lassen wir die Museen nun von externen Organisationen durchleuchten. Wir wollen den Betrieb der Museen optimieren und auch überprüfen, ob sie die notwendige Mittelausstattung haben.

Die von Kulturstadt Jetzt lancierte «Trinkgeld-Initiative» fordert derzeit fünf Prozent des Kulturbudgets für Jugendkultur. Haben Sie dafür Verständnis?

Kuhn: Mit einem Schmunzeln mussten wir eingestehen: Wir hätten auch gerne fix fünf, lieber noch sechs Prozent des Gesamthaushaltes für Kultur. Das Total der Kulturausgaben liegt seit vielen Jahren konstant bei weniger als fünf Prozent des kantonalen Budgets.

Wie hoch ist es denn jetzt?

Katrin Grögel: Im Jahr 2018 sind wir bei 4,8 Prozent.

Kuhn: Die «Trinkgeld-Initiative» ist ein wichtiger Impuls, weil sie aus einer Bewegung oder Szene kommt, wo wir merken: Aha, da passiert was, das ist spannend. Die

Initianten haben den Eindruck, es werde zu wenig für junge Kultur und für neue Formen der Kultur gemacht. Aber junge Kultur ist ja nicht nur, was aus der Jugendkulturpauschale gefördert wird. Das ist zu eng gedacht. Auch Institutionen wie das Junge Theater oder die Jugendprojekte des Theaters Basel sollte man hier mitbedenken.

«Grundsätzlich darf man eine Kulturstadt nicht in Tortenstücken denken. Es geht um ein ganzes Ökosystem.»

Katrin Grögel

Grögel: Und wenn man die Frage der neuen Kulturformate anschaut, dann sollte man auch das Haus der elektroni-

schon Künste beachten. Es nimmt neue Technologien, Medienkunst und die Veränderung unseres Alltags durch den digitalen Wandel in den Fokus. Es gibt keine andere Institution, die so viele Jugendliche anzieht, die freiwillig ins Museum gehen – ohne Eltern, ohne Zwang.

Vielleicht will die Jugend selber definieren, was ihre Kultur ist?

Kuhn: Klar, das verstehe ich. Wir wollen auch nicht definieren, was Jugendkultur ist. Ich will eher zeigen, dass es auch zwischen Jugend- und den anderen Kultursparten Schnittmengen gibt. Da kann sich die Jugend anlehnen und fordern. Nochmals: Wir wollen einfach nicht, dass man nur einen, und vor allem den eigenen Topf sieht.

Grögel: Es wäre innerhalb der Sparten auch schwierig, wie man den Jugendkultur-Anteil definiert und von der Nachwuchsförderung abgrenzt. Beispiel Film: Was macht ein Projekt zur Jugendkultur und das andere eben nicht? Ist es das Alter der Beteiligten? Das Thema? Die vielleicht

experimentelle Art der Herangehensweise? Wir sehen das für die einzelnen Akteure auch in der Entwicklungsperspektive ihrer Biografie. Da gibt es Übergänge, die nicht klar kategorisierbar sind: Erst macht man Musik neben der Schule, irgendwann kommen erste Konzerte. Ab wann kommt dann der Schritt zur Professionalisierung? Und ist man dann noch Jugendkultur oder schon professioneller Nachwuchs?

Lassen wir doch die Jugendkulturlauschale mal beiseite. Was halten Sie von der Initiative?

Grögel: So wie der Initiativtext formuliert ist, haben wir den Eindruck, die «Trinkgeld-Initiative» zielt eher auf eine klare Abgrenzung von einem bildungsbürgerlichen Kulturbegriff ab als auf Jugendkultur im engeren Sinne. Die Amerikaner würden es als «high brow» versus «low brow» definieren, also E- gegen Populär-Kultur. Wir finden das heute keine sinnvolle Unterscheidung mehr, um über die Zukunft des Kulturschaffens und der Kulturstadt Basel nachzudenken. Grundsätzlich darf man eine Kulturstadt nicht in Tortenstücken denken. Es geht um ein ganzes Ökosystem.

Kuhn: Das ist uns beiden übergeordnet wichtig. In dem Moment, wo einzelne Kunst- und Kultursparten gegeneinander arbeiten und sich gegenseitig ausspielen, verlieren alle. Wir sind der festen Über-



«Die bildungsbürgerliche Institution ist in der Auflösung, es gibt sie eigentlich schon heute so nicht mehr.»

Sonja Kuhn

zeugung, dass es da szenenübergreifend Solidarität braucht. Falls eine Budgeterhöhung das Ziel ist, erreicht man das nur, wenn alle Akteure mitziehen. Fängt man an, Populär- gegen Hochkultur auszuspielen, haben alle verloren.

In Zürich fordern Filmschaffende und Game-Entwickler aktuell eine

Verdoppelung ihrer Förderung – auch auf Kosten anderer Sparten. Und der Deutsche Autor Berthold Seliger schreibt im Buch «Klassikkampf» von der teuren Förderung der Hochkultur als ungerechte Verteilung von Steuergeldern von unten nach oben, als Klassenkampf der Eliten. Wäre es nicht an der Zeit, die Diskussion anzuschieben, um die Feinabstimmung zwischen verschiedenen Sparten zu verbessern?

Kuhn: Das ändert eine verstärkte Förderung der Jugendkultur kaum. Auch bei der Jugend sind es dann die Gymnasialtinnen und Gymnasiasten vom Bruderholz, die in Bands spielen. Auch bei den Jungen replizieren sich die Tendenzen, die wir sonst in der Kultur haben. Das ist ein Thema, das wir angehen müssen. Wenn man die Schriften des Soziologen Pierre Bourdieu liest, der analysierte, was Hochkultur ist, warum es sie gibt und was sie macht, dann müssen wir da noch viel verändern. Es geht dabei aber vor allem um die sozialen Rituale, nicht um die Themen oder Inhalte.

Grögel: Die Frage ist, ob man die Institutionen und die Wichtigkeit des kulturellen Erbes in Frage stellt oder ob man an der Öffnung der Institutionen hin zu einem zukunftsgerichteten Kulturbegriff und anderen Publika arbeitet. Wir vertreten klar das Zweite als Zielsetzung.

Und was ist der Weg?

Kuhn: Da will ich auf die Zugänglichkeit verweisen. Da ist die letzten Jahre sehr viel passiert. Neben unglaublich tollen Vermittlungsangeboten ist es beeindruckend, wie viele Schulklassen die letzten Jahre Museen und das Theater besuchten: Über 6000 Schulklassen haben 2017 die Basler Museen besucht. Die Häuser übernehmen einen entscheidenden Bildungsauftrag, den sonst niemand wahrnimmt. Unser Wunsch ist, dass Barrieren in den Köpfen überwunden werden.

In der Hoffnung, dass alle Bildungsbürger werden im traditionell humanistischen Sinn Basels?

Kuhn: Die bildungsbürgerliche Institution ist in der Auflösung, es gibt sie eigentlich schon heute so nicht mehr. Den Anspruch, neue Publikumsschichten anzusprechen, stellen wir an alle Institutionen. Das machen sie auch sehr intensiv über diverse Vermittlungsangebote.

Vermittlung ist ein Begriff, der die letzten Jahre in Konzepten und Budgets auftaucht, aber nicht wirklich greifbar ist. Können Sie da ein paar konkrete Beispiele nennen?

Kuhn: Etwa, wenn das Sinfonieorchester nach Kleinhüningen fährt, um dort in den Schulzimmern gemeinsam mit den Kindern zu musizieren. Da lernen und erfahren alle Beteiligten etwas. Für Menschen in prekären Lebenssituationen haben wir dank der Kultur Community immer wieder kulturelle Angebote. Dafür bekommen wir sehr bewegende Rückmeldungen. Wir wollen, dass Menschen eine

Bereicherung erfahren, die sich das sonst nicht leisten können oder keinen Zugang dazu haben. Dafür engagieren sich auch die Institutionen stark.

Man könnte – kulturpolitisch ketzerisch – weiter kritisieren: Das dient doch mehr der Gewissensberuhigung der gut verdienenden Bildungsbürger, die weiter regelmässig in den Genuss des hoch subventionierten Angebots



«Das Schöne in Basel ist, dass Kultur ernst genommen und diskutiert wird, bis die Gemüter erhitzt sind.»

Katrin Grögel

kommen, während es für Minderbemittelte ein einmaliges Erlebnis bleibt. Sind diese Aktionen nicht ein Tropfen auf den heißen Stein?

Grögel: Nein. Ganz klar nein. Wir stecken wirklich in einem Transformationsprozess bezüglich des Kulturbegriffs. Aber es geht auch darum, wie sich die Institutionen gesellschaftlich neu verankern wollen und müssen. Das ist den Leuten dort sehr bewusst. Um in einer Kulturstadt die Relevanz zu behalten, müssen sie die Zugänglichkeit für breite Gesellschaftsschichten erhöhen. Einige machen das bereits hervorragend, aber gesamthaft gesehen gibt es da noch Luft nach oben.

In dieser Hinsicht schimpfte sich die Kulturkommission sehr selbstkritisch schon im Leitbild von 2012 und demokratisch.

Grögel: Der Prozess ist im Gang. Soziale Transformationen dieser Grössenordnung finden, genauso wie das Lernen im Umgang mit der Digitalisierung, nicht von heute auf morgen statt. Das ist langfristig anzugehen und sehr komplex. Also eher: Steter Tropfen höhlt den Stein.

Der Wert einer attraktiven Kulturszene als Argument, gute Steuerzahler in die Stadt zu locken, dürfte heute von kaum einer politischen Mehrheit bestritten werden.

Grögel: Das Schöne in Basel-Stadt ist, dass Kultur hier wirklich ernst genommen und diskutiert wird, bis die Gemüter erhitzt sind und man sich streitet. So entsteht ein lebendiger Austausch und die Kultur bleibt relevant. Basel genießt einen hervorragenden Ruf als Kulturstadt, nicht nur, aber auch aufgrund von einzelnen Institutionen wie Kunstmuseum, Fondation Beyler, Theater Basel, Festivals oder Orchestern. Aber wir wünschen uns eine noch breitere Verankerung in der Gesellschaft. Das gilt es zu pflegen und in die Zukunft zu tragen, damit die Attraktivität Basels erhalten bleibt.

Was wären denn fünf Basler Beispiele aus den letzten zwei Jahren, die weltweit für Furore gesorgt haben?

Grögel: Die Oscar-Nomination für den von Giacun Caduff produzierten Kurzfilm «La femme et le TGV». Abgesehen von Arthur Cohn ein ziemliches Novum für die Stadt. Gerade aktuell wurde das Theater Basel als «Theater des Jahres 2018» ausgezeichnet.

«Unsere Stadt soll ihr Erbe und ihre Tradition kennen, bewahren und vermitteln. Aber das soll sie zukunftsgerichtet und innovativ tun.»

Katrin Grögel

Kuhn: Die Theater-Gates-Ausstellung im Kunstmuseum hat wieder international Masstäbe gesetzt und wurde in Europa und bis hin zur «New York Times» breit besprochen. Dann war das Naturhistorische Museum in eine internationale Forschungsarbeit involviert, wo Spinneneier in Wespen gefunden wurden. Auch das hat international grosse Wellen geschlagen.

(längeres Überlegen)

Einer ist noch offen. Soll ich den fünften Platz füllen?

Beide: Ja, gerne.

Dass Zeal & Ardor vom unbekanntesten Internet-Phänomen zum begehrtesten Bühnen-Newcomer Europas wurde und ganzseitige Feuilletonbeiträge in allen wichtigen Gazetten um den Globus bekommt.

Beide: Ja.

Nutzen Sie auch solche Beispiele, um bei der Politik Druck für neue Mittel zu machen?

Grögel: Im Gesamtpaket sicher. Zu einer Szene gehört aber auch Kontinuität, nicht nur ein einmaliger Senkrechtstart. Ein solcher Erfolg lässt sich ja kaum nochmals wiederholen. Wir sind daran interessiert, Künstlerkarrieren nachhaltig zu fördern und nicht nur den Start.

Doch so wirklich nahe scheint Ihnen die populäre Musik nicht. In der

Kultur-Chronik Ihres Jahresberichtes 2017 ist der Gewinner des Basler Pop-Preises nicht vertreten.

(emsiges Blättern)

Kuhn (*bestürzt*): Ist das wirklich wahr!

Grögel: Da arbeiten Sie nun an unserer Wahrnehmung. Das ist total gut.

Sie haben ja nun die Möglichkeit das neue Kulturleitbild zu entwickeln. Welche Grundpfeiler wollen Sie setzen?

Grögel: Wir sind überzeugt, dass unsere Stadt ihr Erbe und ihre Tradition kennen, bewahren und vermitteln soll. Aber das soll sie unbedingt zukunftsgerichtet tun und innovativ. Gleichzeitig ist es für die Lebendigkeit einer Kulturstadt grundlegend, dass hier Leute arbeiten, vor Ort produzieren, und dass dies für die Bevölkerung sichtbar wird. Zugleich ist es wichtig, dass die Qualität des Basler Kunst- und Kulturschaffens auch eine Ausstrahlung ausserhalb der Region entwickelt.

Kuhn: An der Öffnung der Institutionen werden wir hartnäckig dranbleiben, bis alle merken: Die Institutionen sind für alle da. In der Museumsnacht funktioniert das bereits hervorragend. Da kommt ein sehr diverses Publikum. Da gehen die Leute hin, ohne sich zu überlegen, «oh ein Museum». Den lebendigen Spirit braucht es von allen Seiten.

Grögel: Dabei geht es auch um die Frage, wie man mit einer interkulturellen Gesellschaft umgeht. Wie man alle in ein gemeinschaftliches Leben einbindet. Kultur kann Begegnungen anstiften, sie trägt bei zum gesellschaftlichen Zusammenhalt, ebenso wie andere Aktivitäten, beispielsweise Sport.

Kuhn: Und die Digitalisierung in Umgang und Anwendung, das ist ein grosses Feld, wo wir besser werden und mehr verstehen müssen, wie wir funktionieren. Das bietet ja grosse Chancen für die angesprochene Niederschwelligkeit und Zugänglichkeit.

«Ein Richtlohn ist enorm wichtig für die soziale Gerechtigkeit. Gerade in Kunst und Kultur leben viele im Prekariat.»

Sonja Kuhn

Grögel: Der RFV Basel hat das Thema Chancengleichheit kürzlich gemeinsam mit der Koordinationsstelle «Helvetiarockt» in einer Vorstudie für die Populärmusikeruiert. Es gibt auch andere Sparten, wo es ein ähnliches Ungleichgewicht zwischen der Wahrnehmung und den Berufschancen der Geschlechter gibt. Das Thema ist dringend und aktuell.

Kuhn: Gleiche und faire Bedingungen fordern wir auch bei den Löhnen. Ein Richtlohn ist enorm wichtig für die sozia-

le Gerechtigkeit. Gerade in Kunst und Kultur leben viele im Prekariat.

Sprechen Sie da von Betrieben wie dem Theater Basel, wo die Lohn-differenz zwischen Künstlern riesig ist? Etwa zwischen Orchester und Tanzensemble, wo die Angestellten ihren Körper für einen sehr tiefen Lohn schinden.

Grögel: Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter können sich bei der Prüfung von Gesuchen an den Richtlöhnen von Gewerkschaften und Verbänden orientieren. Für eine Erhöhung dieser Richtlöhne müssen die Interessens- und Berufsverbände kämpfen.

«Wir brauchen Hoch- und Populärkultur. Wenn ich mit jungen Leuten spreche, denken die zum Glück viel weniger in Boxen.»

Sonja Kuhn

Wird im neuen Kulturleitbild weiterhin zwischen Hoch- und Populärkultur unterschieden werden und die Förderung von Volkstümlichem wie der Fasnacht ausgeschlossen sein?

Kuhn: Was mir aus diesem Interview als schaler Beigeschmack bleibt, ist das Denken in Hochkultur und Populärkultur. Wir brauchen doch beides in der Stadt! Wenn ich mit jungen Leuten spreche, denken die zum Glück viel weniger in Boxen. Sie sagen, dass sie die Hochkultur brauchen, damit sich die Populärkultur weiterentwickeln kann und umgekehrt. Das muss im Fluss sein. Da hoffen wir auch, dass sich das gegenseitig befruchtet. Unsere Stadt braucht Kooperationen. Da kann man einhaken und ganz viel erreichen. Zum Glück gibt es viele, die das auch sehen und wollen. Diesen Weg sehen wir für die Zukunft. ×

Die Veranstaltungen in der Kaserne werden keineswegs nur von Jungen besucht.

FOTO: DONATA ETTLIN



KASERNE BASEL

SUBVENTIONEN CHF 2'953'535.-

BESUCHER 50'189

DURCHSCHNITTSALTER 39

SUBVENTION PRO BESUCHER CHF 59.-



«Essen als Erlebnis»: Neun Stände buhlen im Foodcourt Klara um Kundschaft.

FOTO: ALEXANDER PREOBRJENSKI

Clarastrasse

Vor einem Jahr eröffnete der Kleinbasler Hotspot «Klara». Wie wirkt sich der Foodcourt auf die Ramschmeile aus?

Ein Lokal wirft Wellen, die nicht jeder reiten kann

von Daniel Faulhaber

Es herrscht Betrieb an der Bar, aber statt Kaffee oder Drinks wandern Schrauben und Dübel über den Tresen. «Bitte nicht fotografieren», kommentiert Geschäftsführerin Neda Schön das Treiben, «es soll eine Überraschung werden.» Zum einjährigen Geburtstag verpasst sich die Bar im Herzen des Foodcourts also ein neues Kleid, und wie es sich für einen Kindergeburtstag gehört, werden hinter den Kulissen schon die Zuckerwatte-Maschine und eine Fotobooth aufgefahren.

Wie ein glitzerndes UFO war dieses Klara vor Jahresfrist zwischen den Ramschläden und Altgoldhändlern der oberen Clarastrasse gelandet. Politik und Medien hatten ihm den roten Teppich ausgerollt. Endlich hatte die Strasse ihren Vorzeigebetrieb, welcher der verloren geglaubten Hoffnung auf einen Boulevard zwischen Messe und Claraplatz wieder Auftrieb gab.

Das Konzept ähnelt dem in der alten Markthalle: Unter einem Dach bieten verschiedene Gastrounternehmer von früh bis spät Speis, Trank und Kultur an.

Verabredet man sich kurz vor dem Jubiläumsfest mit den geschäftsführenden Neda Schön und Alain Heiniger, so trifft

man zwei Macher. Schön und Heiniger sind die Blaupausen eines neuen Typs Gastrounternehmer, der in Basel schon andere Projekte erfolgreich anklickte.

Sie sind vernetzt, jung geblieben, hip. Sie haben Konfliktmanagement und Jurisprudenz studiert und sammelten ihre Gastroerfahrung beim Aufbau der Markthalle (Schön) oder sie haben eine Vergangenheit als Betreiber der Balz-Gruppe (Heiniger).

Neben Schön und Heiniger sitzen auch Pascal Bidermann und Valentin Ismail sowie die Hinterhof AG und die Markthalle AG am Steuer des Klara. Sie verantworten das Mischkonzept aus kultureller Unterhaltung und kulinarischem Erlebnis, welches das Klara populär gemacht hat.

«Es war ein gutes Jahr für uns», sagt Schön, «das Klara war von Anfang an ein beliebter Ort.» Was nicht selbstverständlich sei, denn «die Baslerinnen und Basler sind ja Gewohnheitstiere». Die acht festen Essensstände waren das Jahr über fast immer belegt, der neunte Stand hat sich als gute Ergänzung entwickelt und wird im Dreimonatsrhythmus neu vergeben.

Ein Billigeschäft nach dem anderen streicht die Segel.

Denn an Interesse von Mietern mangelt es nicht: «Wir können uns mittlerweile aussuchen, wen wir für unser Konzept gewinnen wollen», sagt Heiniger, «Interessenten gibt es genug.» Hinter Heiniger und Schön haben sich am späten Vormittag die ersten Stammgäste installiert, mit Laptop und Latte.

Die junge Szene nahm das mondäne Interieur des Klara rasch in Beschlag, aber auch aus den umliegenden Büros strömen sie in Krawatte und Jupe herbei, um hier ihre Meetings abzuhalten.

Ein Vorbote schlechter Zeiten

Das Klara hat sich innert kürzester Zeit zu einem Magnetfeld des Claraquartiers entwickelt. Aber was bedeutet das für den Rest der Strasse?

An der Oberfläche hat sich nicht viel verändert, von einer Boulevardisierung ist vor allem in Richtung Messe wenig zu sehen. Leerstehende Ladenflächen allenthalben, direkt gegenüber dem Klara hat sich ein ganzes Parterre in Packpapier gehüllt. Um den Auswirkungen der Klara-Eröffnung nachzugehen, muss man schon hinter die Fassaden blicken.

Und dort, so zeigt ein Spaziergang durch die Clarastrasse, gibt es durchaus Bewegung.

Bei Anwar Hossain, Geschäftsführer des angrenzenden Kleidergeschäfts «Colosseum», ist die Stimmung nicht gut. «Meine Kunden sind einfache Leute, sie können sich in diesem schönen Café ohnehin nichts leisten», sagt er und redet sich dann förmlich in Rage.

«Man sagt uns immer, wir seien schlecht für das Image dieser Gegend mit unserem Ramsch, aber viele alte Leute aus dem Quartier kommen gerne hier einkaufen. Manchmal können sie nicht bezahlen, also schreiben sie an, bis die nächste Rente kommt», sagt Hossain. Manchmal bekommt er als Dank Kuchen.

Der Geschäftsinhaber schaut zu, wie ein Billigeschäft nach dem andern die Segel streicht. Auch er muss ab nächstem Jahr tausend Franken mehr Miete bezahlen. «Weniger Konkurrenz ist schlecht fürs Geschäft», sagt er, denn ein einzelner Laden ziehe keine Kunden an.

«Die Regierung baut für Millionen neue Tramlinien, damit die armen Leute in Deutschland einkaufen gehen, aber die Clarastrasse soll ein schicker Boulevard werden.» Wenn Hossain «Boulevard» sagt, fuchelt er sarkastisch mit den Händen, für ihn ist das Klara ein Vorbote schlechter Zeiten.

Wirte sind geteilter Meinung

Der Wirt des benachbarten «Clarastübli» in der Hausnummer 19 stösst ins selbe Horn. In der dunklen Gaststube herrscht kurz vor Mittag gähnende Leere, gerade zwei Personen sitzen in der Beiz.

«Bei mir kriegen Sie ein ordentliches Mittagmenü für 17,50 Franken, Salat und Dessert und Getränk inklusive. Im Klara zahlen Sie mehr, und das nur für einen

Teller!» Seinen Namen möchte der Wirt lieber nicht in der Zeitung lesen, er hat das Lokal kurz vor der Klara-Eröffnung übernommen und viel Geld investiert. Seither kämpft er um Stammgäste. Aber es kommen keine.

«Seit dieser Betrieb offen hat, kommen auch zu mir viel mehr junge Leute.»

Mara Ruedi, Geschäftsführerin des Restaurants Walliser Stube

«Wir kleinen Betriebe können mit dem Angebot eines solchen Foodtempels nicht konkurrieren. Wenn das so weitergeht mit den teuren Lokalen, gibt es im Quartier bald keine Beizen mehr», schimpft er. Kürzlich hat er seine beiden Angestellten entlassen, jetzt schmeisst er die Beiz mit seiner Frau.

Zwei Hausnummern weiter weht derweil ein anderer Wind. Im Restaurant Walliser Stube und dem gegenüberliegenden Restaurant Rheinfelderhof, zwei alteingesessenen Betrieben, schwärmt man von der Sogwirkung, die das Klara entfaltet habe.

«Seit dieser Betrieb offen hat, kommen auch zu mir viel mehr junge Leute, um etwas zu konsumieren», sagt die Geschäfts-

ANZEIGE



VisuLab präsentiert in der Markthalle Basel
Markthalle, Viaduktstrasse 10, 4051 Basel, www.altmarkthalle.ch



Filmzyklus im Rahmen der schweizerischen Kampagne zum Gedenken an 1948

Dienstag, 2. Oktober 2018, 19:00 Uhr
On the Side of the Road von Lia Tarachansky

Dienstag, 9. Oktober 2018, 19:00 Uhr
Salt of this Sea von Annemarie Jacir

Dienstag, 16. Oktober 2018, 19:00 Uhr
Jaffa - The Orange's Clockwork von Eyal Sivan

Dienstag, 23. Oktober 2018, 19:00 Uhr
Ghosthunting von Raed Andoni

Dienstag, 30. Oktober 2018, 19:00 Uhr
The Great Book Robbery von Benny Brunner

Dienstag, 6. November 2018, 19:00 Uhr
The Roof von Kamal Aljafari

VisuLab ist eine Veranstaltungsreihe der Palästina-Solidarität Region Basel.

Weitere Informationen zu den Filmen: www.palaestina-info.ch



Freie Geschäfte zeugen vom Wandel in der Clarastrasse.

FOTO: A. PREOBRAJENSKI

führerin der «Walliser Stube», Mara Ruedi. Auch ihr Kollege vom «Rheinfelderhof» sieht eine Verbesserung der Gesamtsituation: «Ich finde es positiv, dass dieses Lokal gekommen ist. Es bewegt sich seither einiges zum Guten.» Als Konkurrenz sieht er das Klara aber nicht: «Unsere Klientel ist in der Regel über 60 Jahre alt, treue Stammkundschaft. Das Klara hat ein anderes Publikum.»

Hoffen auf Laufkundschaft

Bleibt noch der Besuch in der Hotellerie. Sowohl bei Pullmann Basel Europe als auch im Adagio Aparthotel in der angrenzenden Hammerstrasse ist das Klara ganz oben auf der Liste der Empfehlungen gelandet.

«Vor allem wenn die Gäste spätabends einchecken, wollen sie in der Nähe etwas trinken gehen und nicht extra ins Grossbasel fahren», sagt die Rezeptionistin bei Pullmann. Das Klara sei die naheliegendste Option für ein spätes Bier oder einen Snack geworden.

«Das Klara hat eine Eisbrecherfunktion, die zu einer kommerziellen Aufwertung der ganzen Strasse beiträgt.»

André Auderset, Präsident IG Kleinbasel

Bei anderen Geschäften wie Lachenmeier Farben, Photo Basilisk oder der Clara Apotheke registriert man keine Veränderung. Hier hoffen sie mit dem Bau des Claraturms auf eine Aufwertung der Gegend und mehr Laufkundschaft.

Ein genauer Beobachter der Situation ist André Auderset, Präsident der Interessengemeinschaft Kleinbasel und LDP-Grossrat. Er sagt: «Das Klara hat eine Eisbrecherfunktion, die zu einer kommerziellen Aufwertung der ganzen Strasse beiträgt.» Dass die Aufwertung nicht allen zugute komme, sieht er auch. «Aber wie heisst es so schön: Man kann den Bären nicht waschen, ohne den Pelz nass zu machen.»

Auderset hält nicht viel von politischen Massnahmen zur Aufwertung der Strasse. Man könne einen belebten Boulevard nicht von oben herab forcieren. Kürzlich hat er trotzdem ein bisschen dabei geholfen, «den Bären zu waschen», als er mit anderen Politikern und Vertretern von Pro Innerstadt ein paar Stühle in der Clarastrasse verteilte. Eine kosmetische Massnahme, «um die Gegend ein wenig gemütlicher zu machen».

Tradition und Erlebnis

Vor dem Klara direkt brauchte es keine Stühle, dafür sorgt das Lokal schon selber. Haben die Macher mit ihrem Foodcourt das gastronomische Konzept der Zukunft für sich gepachtet? «Ich glaube, dass auch bewährte Beizen heute sehr gut überleben können», sagt Alain Heiniger, «Beispiele dafür gibt es genug. Was wir hier anbieten, ist das Essen als Erlebnis. Tradition und Erlebnis, ich glaube, das sind die beiden Pole eines Konzepts für die Zukunft.»

Auf dem Spaziergang durch die Clarastrasse wird deutlich: Auch wenn sich das Gesicht der Strasse kaum verändert hat, hinter den Fassaden erzeugen die Wellen der Klara-Eröffnung durchaus ihre Wirkung. Etablierte Betriebe im Dienstleistungssektor profitieren, während das Tiefpreissegment den Anschluss verliert.

Am andern Ende der Clarastrasse kündigt sich mit dem Bau des Hochhauses bereits die nächste UFO-Landung an. Es bleibt spannend. x

«Klara», Clarastrasse 13, 4058 Basel Montag bis Sonntag ab 9 Uhr geöffnet.

ANZEIGE

swisschamberconcerts.ch

DONNERSTAG, 27. SEPTEMBER 2018 | 19.30 UHR
ACKERMANNSHOF

TERRASCC20JAHRE

DOTZAUER
DAYER
GERVASONI
CARTER
BEETHOVEN

SWISS CHAMBER SOLOISTS
Felix Renggli Flöte / Tedi Papavrami Violine
Irene Abrigo Violine / Jürg Dähler Viola
Hannes Bärtschi Viola / Daniel Haefliger Violoncello

SWISSLOS
Basel-Landschaft

Vorverkauf: susanna.diem@bluewin.ch 061-271 98 36
CHF 35.- / CHF 25.- AVH/IV / CHF 10.- Studenten

Im Herbst rollen die ersten Elektroautos der Polizei auf den Strassen. Doch die Art der Beschaffung steht in der Kritik.

Dürr zu Polizei-Teslas: «Es sind Fehler passiert»

von Matthias Opliger

Baschi Dürr, dem Vorsteher des Justiz- und Sicherheitsdepartements (JSD), schlug von Anfang an ein scharfer Wind entgegen, als bekannt wurde, dass die Polizei sieben Tesla X-100D anschaffen will. Mit den Elektroautos sollen Alarmpiktetfahrzeuge ersetzt werden, die stark in die Jahre gekommen sind.

Am Dienstag machte «Prime News» einen vertraulichen Bericht der unabhängigen Finanzkontrolle Basel-Stadt (FinKo) publik. Darin wird das gesamte Beschaffungsprozedere scharf kritisiert. Die FinKo moniert etwa die «ungenügende Dokumentation» des Prozesses. Der Kaufentscheid könne nicht nachvollzogen werden.

Ebenfalls fehlten eine «vertiefte Marktanalyse» sowie verbindliche Kaufverträge. Wie zuvor schon die Geschäftsprüfungskommission des Grossen Rates kritisiert der Bericht, dass die Kantonale Fachstelle für öffentliche Beschaffungen nicht ausreichend involviert gewesen sei.

Herr Dürr, wo sind bei der Beschaffung der Teslas Fehler passiert?

Sie haben recht, das Projekt wird nicht zum ersten Mal kritisiert. Früher ging es allerdings um die Frage, ob dieser Tesla die Anforderungen erfüllt. Davon sind wir immer noch überzeugt. Die Kritik der Finanzkontrolle jedoch zielt auf beschaffungsrechtliche Fragen.

Wie sind Sie dabei vorgegangen?

Als Rahmenbedingung galt, dass wir ein vollelektrisches Einsatzfahrzeug wollen. Ein solches muss 14 betriebliche Kriterien erfüllen – unabhängig von Antrieb und Modell. Als einziges vollelektrisches Fahrzeug auf dem Markt erfüllt das Modell X-100D von Tesla alle diese Kriterien, weshalb wir eine freihändige Beschaffung durchführten. So wie dies im Übrigen explizit vorgesehen ist im Beschaffungsgesetz. Wir haben dies schliesslich öffentlich und einsprachefähig publiziert, jeder hätte also Rekurs einlegen können, der der Meinung war, dies sei nicht rechtens.

Also ist Ihrer Meinung nach nichts schiefgelaufen bei diesem Projekt?

Das würde ich so nicht sagen. In einen solchen Beschaffungsprozess sind verschiedene Stellen involviert, zahlreiche



«Ich habe nicht jedes einzelne Protokoll geprüft.»

Baschi Dürr, Sicherheitsdirektor BS

Entscheidungen werden gemeinsam getroffen und alle Protokolle und Entschlüsse gehören gründlich dokumentiert. Hier sind Fehler passiert. Wir hätten unsere Recherche zur Situation auf dem Markt in einer sauberen Analyse festhalten sollen. Diese wurde von unseren Experten durchgeführt, aber nicht schriftlich festgehalten.

Haben Sie den Prozess eng begleitet?

Nicht sehr eng, dafür gibt es Spezialisten. Die zuständigen Stellen haben mir ihre Empfehlungen und Ideen vorgelegt, so dass ich entscheiden beziehungsweise ihre Entscheidungen mittragen konnte.

Sie haben diesen Prozess also nicht enger verfolgt, obwohl Sie wussten, dass diese Beschaffung von Anfang an politisch aufgeladen war?

Doch natürlich, denn der Entscheid, einen Teil der Flotte auf vollelektrisch umzustellen, ist ein politischer. Wir wollten als Departement eine Vorbildfunktion erfüllen. Mir war wichtig, dass die betrieblichen Anforderungen vor dem Entscheid bezüglich des Modells festgeschrieben wurden. Also, dass man die Anforderungen nicht auf ein bestimmtes Modell zuschneidet. Auf dieser Ebene habe ich das Projekt eng verfolgt. Aber ich habe nicht jedes einzelne Protokoll geprüft.

Waren Sie selbst überrascht, dass die Dokumentation, in Ihren Worten, «den Standards nicht genügt»?

Ja, in dieser Hinsicht genügt dieses Projekt unseren Standards nicht. Das ändert aber nichts daran, dass ich inhaltlich noch immer von der Richtigkeit dieser Beschaffung überzeugt bin.

Es wirft ein schlechtes Licht auf die Arbeit Ihrer Beschaffungsabteilung.

Was die Dokumentation betrifft, ja. Der beschaffungsbürokratische Teil ist in diesem Fall nicht stringent. Aber der Rest des Prozesses war tadellos. Die Spezialisten der Polizeigarage und der Beschaffungsabteilung haben das Auto intensiv geprüft. Daher stehe ich zu hundert Prozent hinter dieser Beschaffung.

Wäre es aber nicht besser gewesen, sich an die Fachstelle für öffentliche Beschaffungen zu wenden?

Diese Stelle war involviert und hat den Prozess mit kritischen Fragen begleitet.

Warum schreiben dann sowohl die Geschäftsprüfungskommission des Grossen Rates als auch die Finanzkontrolle, dass die KFÖB ungenügend involviert war?

Es war weniger eine Frage von ungenügender Involvierung als eine Frage von unterschiedlichen Meinungen.

Ihre Absicht war es, die Vorbildfunktion des Kantons zu unterstreichen und früh auf nachhaltige Technologie zu setzen. Hat das funktioniert?

Es braucht Mut, einen solchen Entscheid zu fällen. Wir wussten natürlich, dass wir uns damit einer gewissen Kritik aussetzen. Ich würde trotzdem noch einmal gleich entscheiden.

Wann wird der erste Basler Polizei-Tesla auf der Strasse rollen?

Wir haben bisher drei Fahrzeuge gekauft. Diese werden aktuell ausgebaut und sollen noch diesen Herbst auf die Strasse.

Der KFÖB-Bericht, über den «Prime News» berichtet hat, ist vertraulich.

Werden Sie wegen Amtsgeheimnisverletzung Anzeige erstatten?

Nein, wir werden diesbezüglich nichts unternehmen. Dieser Bericht wurde von der Finanzkommission in Auftrag gegeben. Sie ist die Besitzerin und muss entscheiden, ob sie deswegen aktiv werden will. ×

Zünfte

Tradition oder Gleichheit?

von Dominique Spirgi

Der Bürgergemeinderat diskutierte am Dienstag einen Antrag der SP-Fraktion: Die Exekutive der Bürgergemeinde, der Bürgerrat, solle prüfen, wie die Gleichstellung von Mann und Frau verwirklicht werden könne. Laut Zunftordnung steht es den Zünften, Vorstadtesellschaften und Kleinbasler Ehrengesellschaften frei, Frauen den Männern gleichzustellen. In der Praxis sind es erst drei von über zwei Dutzend, die Frauen Zutritt gewähren.

Massgeblicher Punkt der Antragsteller ist, dass sich die Zünfte mit Stolz darauf berufen, «Körperschaften des öffentlichen Rechts» zu sein. Als solche könnten sie sich nicht über den Gleichheitsartikel der Kantonsverfassung hinwegsetzen.

Der Antrag sei «sehr unachtsam gegenüber einer alten Basler Tradition» (Raoul Furlano, LDP), kann man die Mehrheitlich von Männern vorgebrachten Gegenargumente zusammenfassen.

Am Schluss fanden aber die Ratsmitglieder, die zumindest eine Überprüfung der tradierten Gegebenheiten für überfällig halten, eine Mehrheit. Mit 20 zu 16 Stimmen überwies sie den SP-Auftrag an den Bürgerrat. ×

Universität Basel

Zentrum für Kindermedizin

von Tino Bruni

Die Uni Basel und die ETH Zürich haben ein neues Forschungszentrum für die Pädiatrie gegründet. Operativ tätig wird es Anfang 2019. «Wir wollen Wirkung für Kinder und Jugendliche erzielen», so Uni-Rektorin Andrea Schenker-Wicki.

Konkret geht es um neue Ansätze, Krankheiten vorzubeugen und zu behandeln sowie Diagnosen und Wirkungsprognosen zu verbessern. Dazu werden Forschende aus Systembiologie, Medizin und Life Sciences, aus Ingenieur- und Sozialwissenschaften sowie der Informationstechnologie eng zusammenarbeiten. Die Entwicklungen sollen insbesondere auch in Ländern mit beschränkten Ressourcen einsetzbar sein. Laut ETH-Präsident Lino Guzella stehen Ansätze im Vordergrund, die «digitale Lösungen für die Gesundheit von Kindern und Jugendlichen» hervorbringen.

Finanziert wird das Botnar Research Centre for Child Health (BRCC) über einen Beitrag von 100 Millionen Franken der Fondation Botnar. Die Basler Stiftung setzt sich seit 2003 weltweit für eine bessere Gesundheit von Kindern in stark wachsenden Städten ein. ×

Markierung der Woche



Rätsel in Gelb

von Jeremias Schulthess

Seit sieben Jahren stellt Gigi Andrej ihr Velo an dieser Stelle an der Helbelstrasse ab. Bis es plötzlich weg war. Gestohlen? Nein, abgeschleppt. Weil ihr Velo auf einem Motorrad-Parkplatz stand – wie sie die mit gelben Linien markierte Fläche interpretierte? Falsch. Eine Anfrage beim Bau- und Verkehrsdepartement zeigt: Die gelben Linien markieren einen Gehweg. Fussgänger sollen damit von der Strasse ferngehalten werden und auf der Markierung am Strassenrand laufen. Aber auch Fussgänger, die mit der Strassen-Semiotik vertraut sind, gehen an dieser Ecke wohl lieber auf der Strasse, als sich zwischen Hauswand, Strassenschildpfosten und Poller durchzuzwängen. ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 44-Jährige wohnt in Bern.

Spitalfusion

Das Megaspital rückt näher

von Jeremias Schulthess

Als der Grosse Rat am 12. September die Fusion des Universitätsspitals Basel mit dem Kantonsspital Baselland verhandelte, sass der Direktor des Unispitals, Werner Kübler, auf der Besuchertribüne. Die Nervosität bewältigte er in Gesprächen mit anderen Beobachtern. Doch das konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass es um sehr viel ging.

Seit drei Jahren arbeiten seine Mitarbeiter an den Plänen, wie das Spital am Petersgraben mit dem Kantonsspital in Liestal, Laufen und auf dem Bruderholz fusionieren kann. Das Unispital und der Kanton haben bereits sehr viel Geld in das Projekt gesteckt – nicht auszudenken, wenn das Parlament die Pläne für immer versenken würde.

Im Vorfeld der Debatte zeigten sich die Gegner der Fusion selbstsicher: Die SP wollte Küblers Projekt zusammen mit dem Grünen Bündnis und bürgerlichen Abweichlern angreifen. Ihr Hauptargument: Mit der Spitalfusion würden keine Kosten gespart, sondern es kämen eher neue Kosten auf Prämien- und Steuerzahler zu. Die Bürgerlichen kündigten hingegen ein Ja an.

Die Hoffnung der Spitalfusion-Gegner währte nicht lange, das Ergebnis fiel mit 49 Ja-Stimmen zu 38 Nein-Stimmen eindeutig aus.

Offenbar war die SP nicht so geeint, wie es im Vorfeld den Eindruck erweckte. Drei SP-Grossrätinnen und -Grossräte hatten sich enthalten, zwei stimmten gar mit Ja. Und auch beim Grünen Bündnis war eine Minderheit für die Spitalfusion: Bloss sieben von zwölf Stimmenden lehnten die Vorlage ab.

Umgekehrte Verhältnisse

Auf dem Land waren die Verhältnisse genau umgekehrt: Die Linken waren dafür, die FDP dagegen. In der Baselbieter SP ging es darum, ein partnerschaftliches Projekt zu unterstützen und dafür zu sorgen, dass keine Spitäler schliessen müssen. Am 13. September hat der Landrat denn auch erwartungsgemäss mit 62 gegen 19 Stimmen zugestimmt.

Die Spitalleitung darf also weiter von der Fusion träumen. Im Februar folgt dann die nächste Hürde: Die Spitalfusion unterliegt dem obligatorischen Referendum – so wollten es die Regierungen. Dann wird der Puls der Spitaldirektoren erneut steigen. Sagt die Stimmbevölkerung Ja, ist das Megaspital Tatsache. Das Unispital Nordwest wäre dann eines der grössten Spitäler der Schweiz und mit rund 10 000 Mitarbeitenden einer der grössten Arbeitgeber in der Region. ×



Keine «Schwatzbude». Der Grosse Rat winkt die Vorlage durch. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Steuervorlage 17

Absprache statt Abstimmung

von Jeremias Schulthess

Ein Hinterzimmerdeal hatte die Grossrats-Debatte zur kantonalen Umsetzung der Steuervorlage 17 überflüssig gemacht. Nun ist es nicht aussergewöhnlich, dass sich die Parteien vor einer Debatte austauschen und aufeinander abstimmen. Dass sie sich aber über die Details eines Geschäfts einigen und ihre Zustimmung per Unterschrift garantieren, das ist einzigartig.

Die Vertreter des Grünen Bündnisses, die eine inhaltliche Debatte lancieren wollten, erschienen den Ratskollegen am Mittwoch als Querulanten. All ihre Änderungsanträge wurden abgeschmettert, zum Teil ohne inhaltliche Begründung.

«Basler Kompromiss»

Dabei geht es um viel: Der Steuersatz für Unternehmen soll von 22 auf 13 Prozent gesenkt werden, was zu Steuerausfällen von geschätzt 130 Millionen Franken führt. Die Senkung der Kapitalsteuer schlägt mit 70 Millionen Franken zu Buche, ebenso diejenige der Steuern für natürliche Personen. Dazu kommen Punkte wie die Erhöhung der Prämienverbilligungen und Kinderzulagen sowie die Einführung sogenannter Patentboxen für Unternehmen.

Im Rat war von all dem wenig zu hören. Die Reform wurde mit 77 zu 8 Stimmen angenommen und alle grossen Parteien rühmten den «Basler Kompromiss».

Völlig offen blieben einige Fragen: Wie kam die SP von ihrer Kernforderung ab, dass es keine Steuersatzsenkung geben

sollte? Warum liess die SVP eine ihrer Forderungen nach mehr Steuersenkungen fallen? Zuhörer und Bevölkerung erhielten von ihren Parlamentarierinnen und Parlamentariern keine Begründung, wie sie ihre Entscheide getroffen haben.

Finanzdirektorin Herzog meinte, die gute Zusammenarbeit sei vielleicht ein Zeichen, dass man solche Kompromisse häufiger im engen Kreis finden sollte. Was danach niemand sagte: dass so ein Stück Demokratie verhindert wird, weil Demokratie immer ein hohes Mass an Transparenz verlangt.

Immerhin: Die Bevölkerung dürfte das letzte Wort haben. BastA! hat nämlich bereits ein Referendum angekündigt. ×

ANZEIGE

Reha Chrischona

Die Rehabilitationsklinik
in Ihrer Nähe.
www.buespi.ch



Bildstoff

360°

Ogan Ilir

Der Name des Bezirks auf der Insel Sumatra bedeutet «am unteren Lauf des Ogan». Das klingt eher feucht, doch diese Anwohnerin muss im Kampf gegen ein Buschfeuer vollen Einsatz zeigen.

NOVA WAHYUDI/REUTERS



Almaty

Leuchte mir den Weg ins Ziel. Bei diesem Nachtlauf in der früheren Hauptstadt Kasachstans geht es nicht ums Gewinnen, sondern um den Farbeffekt. Auf der Strecke werden die Teilnehmer mit fluoreszierendem Pulver bestreut.

SHAMIL ZHUMATOV/
REUTERS



Burgaw

Den Hurrikan Florence hat diese Katze überstanden, hier wartet sie in einem Trailerpark in North Carolina auf Rettung. Laut Bildagentur war diese rechtzeitig zur Stelle.

JONATHAN DRAKE/
REUTERS





Shenzhen

Der Sonderwirtschaftszone in Südchina stand letzten Sonntag das Schlimmste noch bevor. Diese Frau bringt sich vor dem nahenden Taifun Mangkhut in Sicherheit.

JASON LEE/REUTERS



Kalkutta

Vishvakarma, der Ingenieur unter den hinduistischen Göttern, versteht sich auf Bauwerke und Maschinen. Am Festtag zu seinen Ehren hat ein Taxifahrer den Motor seines Fahrzeugs kurzum zum Schrein gemacht.

RUPAK DE CHOWDHURI/
REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Bearth, Gerlinde, von Sumvitg/GR, 14.05.1941–05.09.2018, Burgfelderweg 24, Allschwil, wurde bestattet.

Rubi, Margrit, von Basel/BS, 09.06.1943–14.09.2018, Kurzelängeweg 3, Allschwil, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Ruepp, René, von Basel/BS, 04.12.1927–11.09.2018, Muesmattweg 33, Allschwil, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Basel

Alberti, Irene Angelina, von Cureggia/TI, 13.07.1932–05.09.2018, Rosentalstr. 52, Basel, wurde bestattet.

Baumgartl-Weber, Klaus, von Reigoldswil/BL, 19.08.1944–30.08.2018, Birsigstr. 81, Basel, wurde bestattet.

Baur-Gubler, Dominique Nicole, von Basel/BS, Kienberg/SO, 27.05.1972–28.08.2018, Kohlenberggasse 24, Basel, wurde bestattet.

Becevello-Tam, Giuliana, aus Italien, 20.11.1928–11.09.2018, Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Bellwald-Grämiger, Ernest, von Basel/BS, 03.01.1929–02.09.2018, Liestaleranlage 35, Basel, wurde bestattet.

Benninger-Salton, Alba Novella Antonietta, von Jeuss/FR, 13.06.1921–05.09.2018, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Blender-Benninger, Rolf Dieter Michael, aus Deutschland, 12.12.1950–06.09.2018, Salmenweg 7, Basel, Trauerfeier: Freitag, 21.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Burckhardt-Ruperti, Marischa, von Basel/BS, 19.02.1927–29.08.2018, Meret Oppenheim-Str. 62, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 26.09., 14.30 Uhr, Waisenhauskirche.

Cartillone-Gomez, Modesta, aus Spanien,

06.10.1947–04.09.2018, Delsbergerallee 28, Basel, wurde bestattet.

De Bortoli-Gai, Rita Maria, von Basel/BS, 27.09.1924–14.09.2018, Luftmattstr. 26, Basel, Trauerfeier: Montag, 24.09., 14.00 Uhr, Kapelle Wolfsgottesacker.

Deslex-Bounous, Maria Luisa, von Lavey-Morcles/VD, 18.03.1929–16.09.2018, St. Alban-Ring 154, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Graber-Plüss, Marie Ruth, von Basel/BS, 07.08.1928–19.08.2018, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Griesmann-Mader, Antonia Sonnia, von Basel/BS, 19.11.1931–02.09.2018, Luzerner Ring 101, Basel, wurde bestattet.

Hänseler, Gerhard, von Dürrenroth/BE, 18.02.1933–04.09.2018, Horburgstr. 82, Basel, wurde bestattet.

Innes, Amanda Anne, aus dem Vereinigten Königreich, 01.08.1965–05.09.2018, Therwilerstr. 33, Basel, Trauerfeier: Montag, 24.09., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Jaun, Emil, von Beatenberg/BE, 20.10.1930–09.09.2018, Mülhuserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Jeannerat-Menétrey, Sophie Bernadette, von Montelon/JU, 31.01.1931–08.09.2018, Mülhuserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Jenelten-Witzke, Hermann, von Basel/BS, 03.01.1928–02.09.2018, Falkensteinstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Jenny, Benedikt Paul, von Basel/BS, 19.02.1964–03.09.2018, Gundeldingerstr. 497, Basel, wurde bestattet.

Julier-Schmid, Theophil, von Basel/BS, 19.06.1930–14.09.2018, Allschwilerplatz 9, Basel, wurde bestattet.

Kaspar-Alcaraz, Werner Ernst, von Basel/BS, 25.05.1928–17.09.2018, Liestaler-

anlage 29, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Kaufmann, Albert Hermann, von Bellikon/AG, 31.03.1940–31.08.2018, Friedrich Miescher-Str. 1, Basel, wurde bestattet.

Lehmann, Helmut, aus Deutschland, 07.03.1940–15.09.2018, Müllheimerstr. 148, Basel, Trauerfeier: Freitag, 21.09., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Leyendecker, Heinz-Helmut, von Basel/BS, 13.08.1944–12.09.2018, Laufenstr. 31, Basel, wurde bestattet.

Liebeskind-Sachs, Edith, von Basel/BS, 04.10.1929–08.09.2018, Sperrstr. 100, Basel, wurde bestattet.

Liechti-Blanchoud, Georgette Edmée, von Basel/BS, 01.11.1920–10.09.2018, Allschwilerplatz 3, Basel, wurde bestattet.

Lindau-Saladin, Maria Theresia, von Basel/BS, 14.02.1922–09.09.2018, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Lüthi-Frei, Regula, von Bolken/SO, Gachnang/TG, 18.04.1944–30.08.2018, Bruderholzweg 21, Basel, wurde bestattet.

Meier-Holzknicht, Ernst, von Weiach/ZH, 14.11.1934–07.09.2018, Ochsenengasse 29, Basel, wurde bestattet.

Meyer-Gränicher, Fernande Bluette, von Basel/BS, 02.11.1930–04.09.2018, Karl Jaspers-Allee 40, Basel, wurde bestattet.

Monteil-Schöpfer, Anna Maria Emma, von Solothurn/SO, 20.12.1925–03.09.2018, Thiersteinerrain 147, Basel, wurde bestattet.

Müller-Janssen, Anna Margot, von Embrach/ZH/Basel/BS, 30.09.1927–03.09.2018, Jakobsbergerholzweg 18, Basel, wurde bestattet.

Peyer-Merz, Marie, von Basel/BS, 13.02.1921–13.09.2018, Horburgstr. 54, Basel,

wurde bestattet.

Reinhardt-Buda, Klara Sarolta, von Basel/BS, 26.10.1935–06.09.2018, Gellertstr. 45, Basel, wurde bestattet.

Riester, Harry, von Basel/BS, 05.06.1935–08.09.2018, Rheinsprung 18, Basel, wurde bestattet.

Roth-Bieri, Nikolaus, von Basel/BS, 06.12.1938–03.09.2018, Karl Jaspers-Allee 40, Basel, wurde bestattet.

Ruckstuhl-Jakob, Ines Alice, von Dinhard/ZH, Langnau im Emmental/BE, 02.02.1947–25.08.2018, Mülhuserstr. 141, Basel, wurde bestattet.

Schaeffer-Cubilete Medina, Ernst, von Basel/BS, 24.09.1930–12.09.2018, Theodor Herzl-Str. 10, Basel, wurde bestattet.

Scheidegger-Küng, Herbert Jakob, von Huttwil/BE, 09.05.1940–06.09.2018, Redingstr. 22, Basel, wurde bestattet.

Schlegel-Rebmann, Charlotte Rosa, von Basel/BS, 02.04.1931–05.09.2018, Sommergasse 18, Basel, wurde bestattet.

Schneider-Böni, Ernst, von Uetendorf/BE, 16.01.1932–13.08.2018, Friedrich Miescher-Str. 1, Basel, wurde bestattet.

Schneider-Kunz, Rosmarie, von Trub/BE, 19.12.1922–29.08.2018, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Schumacher, Manuela Alice, von Basel/BS, Wangen bei Olten/SO, 29.08.1958–10.09.2018, Bläsierring 150, Basel, wurde bestattet.

Simon-Baroni, Rita Yolanda, von Basel/BS, 27.10.1931–29.08.2018, Erlentmattstr. 7, Basel, wurde bestattet.

Stadelmann, Margarethe Elisabeth, von Basel/BS, 23.10.1923–23.08.2018, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Stäheli-Grüniger, Luise, von Amriswil/TG, 28.10.1920–05.09.2018, Bruderholzstr. 104, Basel, wurde bestattet.

Stauffer-Fritsch, Walter Friedrich, von Basel/BS, 29.11.1931–07.09.2018, Rufacherstr. 8, Basel, wurde bestattet.

Stucki-Jürgensen, Hannelore Annemarie, von Basel/BS, 17.04.1929–17.09.2018, Burgfelderstr. 57, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 26.09., 15.00 Uhr, Alterszentrum Dandelion.

Vogel, Max, von Basel/BS, 22.09.1922–09.09.2018, St. Jakobs-Str. 395, Basel, wurde bestattet.

Wismer, Hans Peter, von Dürrenroth/BE, 21.01.1942–09.09.2018, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Ziltener-Burri, Markus Peter, von Schübelbach/SZ, 16.07.1923–11.09.2018, Rebgrasse 16, Basel, wurde bestattet.

Zumbach-Erni, Lukas Werner, von Stans/NW, 11.03.1955–02.09.2018, Michelbacherstr. 21, Basel, wurde bestattet.

Binningen

Ittensohn, Dora, von St. Margrethen/SG, 30.05.1922–14.09.2018, Wassergrabenstr. 3, Binningen, Beisetzung am Dienstag, 25.09., um 10.30 Uhr Friedhof Allschwil.

Birsfelden

Früh-Möschli, Marieli, von Witterswil/SO, 30.05.1938–09.09.2018, Hardstr. 71, Birsfelden, wurde bestattet.

Siegrist, Lorly, von Wil/ZH, 05.03.1929–19.10.2018, Hardstr. 71, Birsfelden, wurde bestattet.

Muttenz

Gautschi-Mühlemann, Else, von Reinach/AG, 16.06.1931–26.08.2018, Sevogelstr. 35, Muttenz, wurde bestattet.

Gfell-Brendle, Doris, von Basel/BS, 25.01.1939–01.09.2018, Seemättlistr. 6, Muttenz, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Hägele-Benz, Anna Dora, von Basel/BS, Niederdorf/BL, 22.05.1922–12.09.2018, Bernhard Jäggi-Str. 8, Muttenz, Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Netzhammer-Gysin, Marie Lydia, von Muttenz/BL, 27.09.1919–15.09.2018, Tramstr. 83, APH Zum

Park, Muttenz, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Ruggli-Degiacomi, Heinz, von Hauptwil-Gothaus/TG, 12.05.1943–12.09.2018, Gempengasse 62, Muttenz, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Schweizer-Brüderlin, Ruth, von Muttenz/BL, Bretzwil/BL, 14.01.1926–13.09.2018, APH Zum Park, Hofweg 27, Muttenz, wurde bestattet.

Stadelmann-Maurer, Paul, von Flühli/LU, 26.01.1947–08.09.2018, Schweizeraust. 11, Muttenz, Beisetzung am Freitag, 21.09., um 14 Uhr Friedhof Muttenz.

Tudisco-Biedermann, Marina Esther, von Lupsingen/BL, 21.02.1953–09.09.2018, Pestalozzistr. 39, Muttenz, wurde bestattet.

Zwahlen, Margrith, von Schwarzenburg/BE, 02.07.1946–16.09.2018, Rothausstr. 15, Muttenz, Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Pratteln

Beckmann, Karl, von Basel/BS, 09.01.1937–23.08.2018, Wyhlenstr. 22, Pratteln, wurde bestattet.

Blatter-Schneider, Nicole, von Ringgenberg/BE, 10.09.1948–09.09.2018, Wartenbergstr. 44, Pratteln, wurde bestattet.

Estermann, Friedlieb Christian, von Nussloch/BL, 24.07.1932–10.09.2018, Zehntenstr. 14, Pratteln, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Gamper, Werner, von Stettfurt/TG, 27.03.1932–11.09.2018, Bahnhofstr. 37, Pratteln, Abdankung im engsten Familienkreis.

Hunkeler-Fetscher, Annemarie (Anna Marie), von Altshofen/LU, Roggliswil/LU, 15.10.1940–31.08.2018, Linggenweg 42, Pratteln, Abdankung: Montag, 01.10., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Meier, Jörg, von Frenkendorf/BL,

15.09.1961–14.09.2018, Haldenweg 3, Pratteln, Beisetzung am Dienstag, 25.09., um 14 Uhr Friedhof Blözen.

Parrinello-Petraglia, Rosina, aus Italien, 21.05.1942–18.09.2018, Jakobstr. 77, Pratteln, Beisetzung am Montag, 24.09., um 14 Uhr Friedhof Blözen.

Probst, Arnold, von Mümliswil-Ramiswil/SO, 14.10.1937–02.09.2018, Zehntenstr. 14, Pratteln, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Ratti-Eggenschwiler, Emilie Carmen, von Caslano/TI, 18.02.1939–04.09.2018, Augsterheglistr. 26, Pratteln, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Recher-Häring, Anna Rosa, von Ziefen/BL, 22.07.1929–04.09.2018, Bahnhofstr. 37, Pratteln, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Schwob, Heinz Peter, von Wädenswil/ZH, 01.09.1935–05.09.2018, Zehntenstr. 14, Pratteln, wurde bestattet.

Riehen

Jauch-Stalder, Ruth, von Isenthal/UR, 20.03.1932–15.09.2018, Aeussere Baselstr. 298, Riehen, wurde bestattet.

Sager-Keller, Adelheid, von Gränichen/AG, 21.07.1928–05.09.2018, Gstalteinweg 46, Riehen, wurde bestattet.

Staps-Zingg, Kurt, von Hölstein/BL, 15.07.1935–16.09.2018, Gotenstr. 11, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 26.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Zimmerli-Friedrich, Emilie, von Oftringen/AG, 24.06.1923–01.09.2018, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Wenn man am Morgen keinen Hunger verspürt, warum steht man dann überhaupt auf? Menschen, die sich am Tisch unter Kontrolle haben, sind bewundernswert. Und das nervt.

“

Manchmal sagen mir die Leute, ich solle mich nicht immer so über die grossen Probleme der Welt ereifern. Mir das zu Herzen nehmend, widme ich mich einem kleinen «Problem». Vernünftige Esser stehen nämlich mit ihren Essgewohnheiten den meinen diametral gegenüber. Und ich meine jetzt nicht die Ernährungsfanatiker, die Zucker mit Koks vergleichen, nichts essen, an dem mal ein Tier vorbeigegangen ist, oder aus Zeitgeist-Gründen ausgerechnet auf Gluten verzichten, den Zauberstoff, der so geile Sachen wie Brot und Pasta hervorbringt.

Nein, ich rede von Menschen, die ohne grosse Anstrengung vernünftig essen. Das nervt mich ungemein. Es gibt nämlich Menschen...

... die haben manchmal keinen Hunger.

Wie ist das möglich?! Ich hab immer Hunger, auch nach dem Essen. Aber es gibt Menschen, die auf die Frage, ob man was essen wolle, mit Nein antworten, weil sie keinen Hunger haben. Noch krasser sind diejenigen, die am Morgen keinen Hunger haben! WTF? Wieso stehen die überhaupt auf? Mich lockt nur die Züpfle mit Butter aus den Federn. Wie kann man, nachdem man über sechs Stunden gefastet hat, nichts essen wollen?

... die haben verschiedene Arten von Hunger.

Das sind Menschen, die Regeln bezüglich Tageszeit und Art des Essens befolgen. Am Morgen gibts, wenn überhaupt, was kleines Süsses. Ein Müesli, ein Joghurt, ein kleines Konfibrötchen mit verschwindend wenig Butter. Mittags darf es was Salziges sein und abends etwas Leichtes. Ich könnte ohne Probleme morgens um halb sieben zwei Teller Spaghetti Carbonara essen.

... die nehmen einen Salat zum Mittagessen.

Und zwar nicht als Vorspeise zum wirklichen Essen, sondern als Hauptspeise. Salat!! Seelenloser Ballast-Grünling, den ich höchstens dann als Essen deklarieren, wenn er mit französischer Sauce getränkt ist, die vorzugsweise auch noch meine



Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.

Pizza Diavolo befällt. Die Hardcore-Version dieser Spezies sind Menschen, die im «Mac» einen Salat nehmen. Wer in den «McDonald's» geht, weiss, dass er etwas Dummes macht, und soll gefälligst einen Mega-BigMac mit Cheddar-Speck-Fries nehmen und noch einen Fish-Mac dazu. Und bitte keine Cola Zero!

... die konsumieren Light- und Zero-Produkte.

Angesprochen auf die offensichtliche Geschmacksknospen-Peinigung, erwidern einige dieser Exemplare, das Zero-Produkt würde ihnen besser schmecken. Und sie meinen es ernst. Für mich sind Light- und Zero-Zucker-Versionen von eher ungesunden Genussmitteln nicht einfach etwas schwächer oder ein bisschen geschmacksärmer, sondern die Antithese zum Originalprodukt. Eine Cola hat gefälligst klebrig, prickelnd und zuckrig den Burger runterzuspülen. Ansonsten nimmt man doch besser ein Wasser zum Salat.

... die haben keine Süssgetränke im Kühlschrank.

Als Kind aus einer eher unterschichtigen Grossfamilie passierte mir das immer wieder: Zu Besuch bei gutbetuchteren Freunden, meinte deren Mutter, man könne sich etwas zum Trinken aus dem Kühlschrank nehmen. Den Kühlschrank geöffnet, schaute ich dann jeweils entsetzt auf die schiere Inexistenz von feinen Getränken. Kein Migros-Eistee, kein Goggi, kein Pingu-Sirup. Das Höchste der Gefühle war Melissen-Sirup oder Apfelsaft vom Bauernhof, den man noch 10:1 verdünnen musste. Ich verstand und verstehe es nicht.

... die haben keine Süssigkeiten im Schrank.

Besser gesagt: keinen Süssigkeiten-Schrank. Wir waren fünf Kinder. Jedes hat zu jedem Fest immer Schokolade oder sonstwie Süsses gekriegt. So stauten sich mit der Zeit mehrere Zentner Naschkram an und Mutter füllte damit einen Schoggi-Schrank, der ans Schlaraffenland gemahnte. Man brauchte nur die Tür aufzumachen und einzutauchen. Wie unglücklich müssen Kinder gewesen sein, die nur dann einen Blick in diese Zauberwelt erhaschen durften, wenn sie bei uns zu Besuch waren. Wahrscheinlich so unglücklich, dass sie heute zu Mittag manchmal einen Salat essen – mit italienischer Sauce.

... die essen Chips- oder andere Packungen nicht leer.

Manchmal beobachte ich meine Frau, wie sie beim Fernsehabend drei Schokomandeln isst und den Rest in der Packung nicht mehr anrührt. Oder wie ihr ein paar Nüssli reichen, um glücklich zu sein. Nicht weil sie abnehmen will oder streng zu sich selbst ist. Nein: Sie hat sich von Natur aus unter Kontrolle. Wie kann man nur!

... die bestellen kein Dessert.

Ein Essen besteht Minimum aus Vorspeise, Hauptspeise und Dessert. Es gibt Menschen, die dieses Naturgesetz missachten und nach der Hauptspeise bezahlen wollen. Meistens kann ich sie wenigstens noch zu einem Espresso überreden. Dann bleibt mir Zeit für meinen Schoggi-cheuche.

... die bestellen Dessert ohne Schokolade.

Liebe vernünftige Esser: Ein Fruchtsalat (Salat!!), Pannacotta und sämtliches Geschwabbel mit heisser Beersauce darüber, das sind keine Desserts. Coupe Dänemark oder Bananensplit mögen knapp durchgehen, verlieren aber wegen dieser seelenlosen Vanille-Glace Punkte. Ein Schokokuchen ist ein Dessert. Mit flüssigem Kern und Schlagrahm. Das gönn ich mir morgen zum Frühstück.

E Guete.

×

”

Die «beste Demokratie der Welt» legt viel Wert auf ihre Eigenheiten. Dabei haben wir oft davon profitiert, solche abzulegen.

Transparenz in der Dunkel- kammer

von Georg Kreis

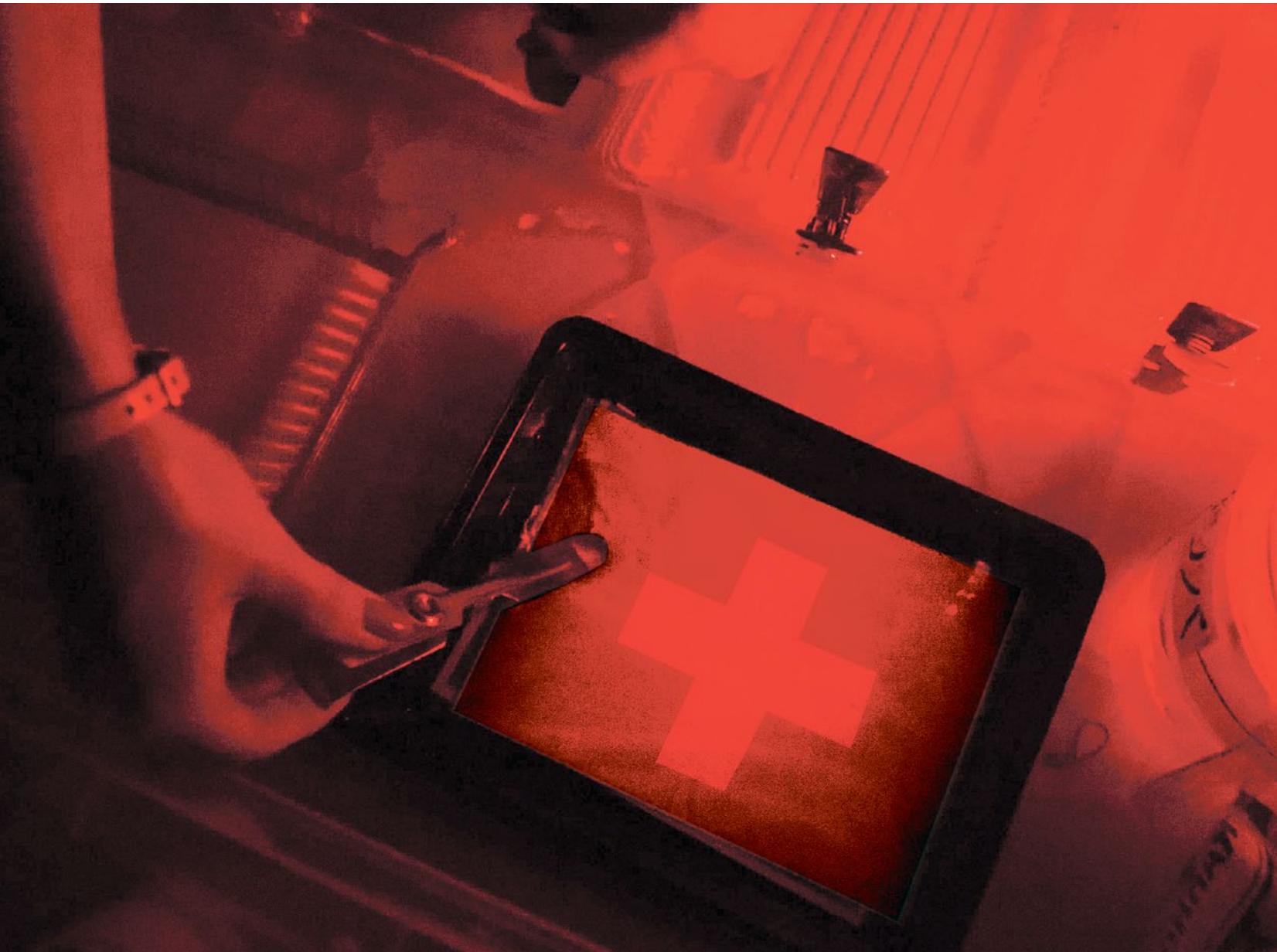
Es besteht in der Schweiz die Meinung, man habe die beste Demokratie der Welt. Dies, weil man auf allen Staatsebenen (Bund, Kanton und Gemeinde) über eine direktdemokratische Mitwirkung verfüge. Demokratie besteht aber nicht nur daraus. Sie lebt auch von und in Abstimmungskämpfen. Und diese wiederum auch vom einsetzbaren Geld.

Was die Transparenz der Politikfinanzierung betrifft, ist die Schweiz alles andere als Spitze. 2011 hat die Uni Zürich ein Demokratiebarometer veröffentlicht, in dem die Schweiz unter den 29 untersuchten Demokratien nur auf Rang 14 lag.

Die Fachleute und Politiker kann das nicht überraschen. Die Greco-Gruppe des Europarats hat die Schweiz deshalb bereits mehrmals, zuletzt im Juni 2018, mit deutlichen Worten gemahnt. Die offizielle Schweiz hat jedoch ein Argumentarium aufgebaut, das darlegt, warum man nichts

Transparenz-Regeln könnten umgangen werden, sagen die Gegner. Das ist zynisch.

FOTO: ISTOCK/MONTAGE: NILS FISCH



ändern und diesbezüglich europaweit ein Sonderfall bleiben wolle.

Ein altes, fast ewiges Thema. Von ihm ist auch in der TagesWoche bereits mehrfach die Rede gewesen: wegen der Finanzierung der Kampagne zur USR III (Ausgabe 6/2017); oder als ein breit abgestütztes Komitee die sogenannte «Transparenz-Initiative» startete (18/2016). Bereits damals konnte das Thema als Dauerbrenner bezeichnet und auf einen früheren Artikel verwiesen werden (40/2015).

Heute ist eine Wiederholung der Wiederholung angezeigt – einfach mit neuen Worten. Die Frage ist wieder auf den Tisch gekommen, weil der Bundesrat seine Botschaft vorgelegt hat, in der er beim Parlament beantragt, dass die Initiative ohne Gegenvorschlag abzulehnen sei. Diese verlangt insbesondere die Offenlegung von Spenden über 10 000 Franken.

Partikulare Interessen

Es war die Aufgabe von Justizministerin Simonetta Sommaruga – eigentlich eine Befürworterin der Transparenzbemühungen – der Öffentlichkeit im Namen des Gesamtbundesrats die Gegenargumente zu präsentieren.

Die beiden ablehnenden Hauptargumente: «ist mit Schweizer Eigenheiten nicht vereinbar» und «ist zu bürokratisch und schlicht unpraktikabel». Weil in der Schweiz die Demokratie mit ihren vielen Abstimmungen (wie gesagt: auf allen Ebenen) derart intensiv sei, könne sie punkto Transparenz nicht gut sein. Dieses Argument könnten wir freilich umkehren: Gerade weil sie derart intensiv ist, sollte sie transparent sein.

Die Eigenheit besteht in diesem Fall darin, dass man «Eigenheit» vorschiebt, wenn man nicht reformwillig ist.

Die Berufung auf Schweizer Eigenheiten ist grundsätzlich suspekt und eigentlich weitgehend verbraucht. Immer wieder sind Missstände mit diesem Argument gerechtfertigt worden: etwa die Verweigerung des Frauenstimmrechts oder die Ablehnung des Zivildienstes oder die Begünstigung von Steuerflucht. Doch dann wurde alles anders und die Schweiz lebte im neuen Modus weiter, nicht schlechter, sondern sogar besser. Die Eigenheit besteht in diesem Fall darin, dass man «Eigenheit» vorschiebt, wenn man nicht reformwillig ist.

Eine andere Eigenheit taucht in den jüngsten Verlautbarungen auf: «Man» mag in der Schweiz keine staatliche Parteienfinanzierung. Sie sei zu estatistisch und könnte, was wenig erwünscht sei, finanziell schwächere Parteien stärken. Auch dieses Problem ist mindestens 50 Jahre alt.

Schon 1968 setzte sich Fast-Bundesrat Leo Schürmann von der CVP, also kein Revoluzzer, für eine gesetzliche Regelung der Aufgaben und Leistungen der politischen Parteien ein. Damals herrschte Reformwetter, man wankte an einer Totalrevision der Bundesverfassung. 1977, die Verfassungsreform war immer noch in Arbeit, gehörte die Parteienfinanzierung wiederum zu den Revisionszielen.

Der Zusammenhang mit der Transparenzproblematik besteht darin, dass die Offenlegung der Parteienfinanzierung einen Rückgang der Spenden bewirken würde. Dies wiederum erhöhe die Notwendigkeit staatlicher Parteienförderung.

In der Schweiz wurden und werden Parteien – fälschlicherweise – weniger als Organisationen mit staatstragender Funktion gesehen (trotz freundlicher Erwähnung in der Bundesverfassung: «Die politischen Parteien wirken an der Meinungsbildung und Willensbildung des Volkes mit.»), sondern, auch nicht ganz falsch, als Exponenten partikularer Interessen, die den Staat für ihre Zwecke instrumentalisieren.

Hinzu kommt die auch in der bundesrätlichen Erklärung durchschimmernde Vorstellung, dass es einen vielfältig ausgetragenen Wettbewerb zwischen politischen Kräften gibt und Politik ein Markt ist, auf dem sich, frei von finanziellen Potenzialen, die besseren Ideen sozusagen von alleine durchsetzen.

Da die Verfügbarkeit von Geld nicht unwichtig ist, müssten in diesem Denkmotiv die Ideen der finanziell schwachen Kräfte, um eben diese Schwäche zu kompensieren, x-mal besser sein als diejenigen der starken Kräfte. Oder es könnten sich Ideen der Starken durchsetzen, obwohl sie nicht gut sind. Im eidgenössischen Wahlkampf 2015 wurden allein für Inserate und Plakate bei der SVP viermal mehr Ausgaben getätigt als bei der SPS, 10,6 versus 2,5 Millionen Franken.

Faule und zynische Ausreden

Nicht ausgesprochen wird ein weiteres Motiv für die Ablehnung der Initiative: Das Anliegen ist ein Postulat der Linken und das ist bei der politischen Rechten für sich selber bereits ein Grund, dagegen zu sein. In gleicher Weise wurde auch das Frauenstimmrecht abgelehnt, obwohl es um ein Anliegen ging, das eine generelle Reform anstrebte.

Es kommt allerdings ein weiteres Argument hinzu: Die vielleicht gute Absicht lasse sich schlecht umsetzen, sei kaum realisierbar, würde Illusionen nähren. Dass da doch einiges machbar ist, zeigen die Kantone Tessin, Neuenburg und Genf und erst kürzlich auch Schwyz und Freiburg. Es wäre nicht das erste Mal, dass sich Reformen zunächst auf der kantonalen Ebene durchsetzen und bewähren und dann gesamtschweizerisch übernommen werden. Hier könnte man an das Referendums- und Initiativrecht und wieder an das Frauenstimmrecht und das Stimmrechtsalter 18 denken.

Umfragen zeigen, dass es an der Basis eine deutlich befürwortende Mehrheit gibt. Begründungspflichtig sind in der Regel diejenigen, die etwas ändern wollen, obwohl eine solche Änderung mittlerweile von vielen als eine Selbstverständlichkeit eingestuft wird. Allerdings müssen auch diejenigen argumentieren, die das Modell «Dunkelkammer» behalten wollen. Und da gehört «zu bürokratisch» zu den faulen und «umgehbar» zu den zynischen Ausreden.

Warum nicht Transparenz belohnen?

Sicher ist es falsch, bloss die Parteien in die Pflicht zu nehmen. Auch Verbände, Gewerkschaften und Ad-hoc-Komitees spielen beim Kampf um Stimmen eine wichtige Rolle. Und auch die über Strohmänner laufenden Geldflüsse könnten anvisiert werden – mindestens mit einer Strafbestimmung. In Deutschland müssen Parteispenden von über 50 000 Euro vom Bundestag veröffentlicht werden und die Zerstückelung grösserer Spenden in kleine Beträge ist verboten. Zuwiderhandlungen – man denke an die CDU-Spendenaffäre – haben, wenn sie aufgedeckt werden, hohe Bussen und einen politischen Reputationsschaden zur Folge.

Im Abstimmungskampf wird wiederum mit intransparenten Mitteln für die Beibehaltung der Intransparenz gekämpft werden.

Wenn nicht auf die vorgeschlagene, dann sollte und könnte in anderer Weise die Intransparenz abgebaut werden. Die Berner Nationalrätin Kathrin Bertschy (GLP) will mit ihrer Parlamentarischen Initiative die bisherige Ausbezahlung der Fraktionsbeiträge von der Deklaration der Parteizuwendungen abhängig machen. Anreize statt Zwang, nennt sie das Modell.

Beim Ausprobieren von Reformen könnte auch eine Anreizlösung infrage kommen, die 2008 der Club Helvétique diskutiert hat: Die Deklarationspflicht könnte stimuliert werden, wenn in einem öffentlichen Register der Bundeskanzlei offengelegte Spenden von staatlicher Seite einmal pro Jahr einen zusätzlichen Beitrag erhalten: eine Verdoppelung bei Beträgen bis zu 1000, fünfzig Prozent bei Beträgen bis 10 000 Franken, vielleicht ein Viertel im Falle von höheren Beträgen.

Über die Transparenzinitiative wird wohl 2019 abgestimmt. Im Abstimmungskampf wird wiederum mit intransparenten Mitteln für die Beibehaltung der Intransparenz gekämpft werden. Die jüngste Entwicklung mit dem Abstimmungsausgang in Schwyz und Freiburg zeigt, dass die Initiative echte Chancen hat. ×

Online



tageswoche.ch/
author/
georg-kreis

Franziska Stier und Niolyne Bomolo aus Basel arbeiten mit an einem schweizweiten Frauenstreik 2019.

Diese Frauen planen den Aufstand

von Andrea Fopp

Die Schweiz ist wieder bereit für einen Frauenstreik, davon sind Feministinnen überzeugt. So wie am 14. Juni 1991, als eine halbe Million Frauen ihre Arbeit niederlegten und forderten, die Gleichstellung müsse endlich umgesetzt werden.

Nächstes Jahr soll es wieder so weit sein, am 14. Juni 2019.

Das ist ein Mammutprojekt. Es ist nicht einfach, genügend Frauen auf die Strasse zu bringen. Feministinnen haben deshalb bereits in verschiedenen Städten mit den Vorbereitungen begonnen, zum Beispiel in Lausanne oder Zürich.

In Basel soll es am 25. September im Gewerkschaftshaus an der Rebgasse ein Treffen geben. Mit im Boot sind Gewerkschafterinnen, linke Politikerinnen, aber auch kirchliche Feministinnen. Und Frauen, die keiner Institution angehören, sich aber für den Streik engagieren wollen.

Eine von ihnen ist Niolyne Bomolo. Sie studiert Soziologie und Religionswissenschaft an der Universität Basel. Durch Gespräche an der Uni und mit Freundinnen hat sie zum Feminismus gefunden. Mit dabei ist auch Franziska Stier, Parteisekretärin der BastA!

Wir haben die beiden Frauen im Volkshaus zum Interview getroffen

Niolyne Bomolo, Franziska Stier, warum braucht es einen Frauenstreik?

Franziska Stier: Damit die Gesellschaft den Frauen, und auch queeren Menschen, endlich mal zuhört.

Der Anstoss für den Frauenstreik 1991 kam aus dem Waadtländer Jura, wo Fabrikarbeiterinnen streikten, weil sie weniger verdienten als männliche Praktikanten. Sind wir heute nicht weiter? Immerhin, hat sich dieses Jahr der Ständerat für Lohnanalysen und eine Frauenquote im Bundesrat ausgesprochen und der Nationalrat für eine sanfte Frauenquote in Firmen.

Stier: Ja, aber sind diese Massnahmen verbindlich genug? Nein. Sie behandeln nur die Spitze des Eisbergs.

Was heisst das?

Niolyne Bomolo: Diskriminierung findet nicht nur beim Lohn, sondern in vielen Bereichen statt. Sie ist strukturell bedingt. Nehmen Sie beispielsweise die Kinderbetreuung.

Die Mütter hüten immer noch in der Mehrheit die Kinder, Väter gehen arbeiten.

Stier: Unter dem Strich leisten Männer und Frauen in der Schweiz etwa gleich viel Arbeit. Doch die Frauen machen es unbezahlt, betreuen gratis die Kinder oder pflegen die Eltern. Sie tun einen notwendigen Dienst an der Gesellschaft, haben deswegen aber eine Einkommenslücke von 80 Milliarden Franken jährlich.

Wollen die Frauen überhaupt mehr arbeiten? Finden es viele nicht bequemer, am Morgen mit den Kindern am Frühstückstisch und am Nachmittag auf dem Spielplatz zu sitzen?

Bomolo: Wollen Sie damit sagen, Kinderbetreuung sei keine Arbeit?

Es ist sogar eine brutal anstrengende Arbeit. Aber wäre es nicht besser,

Frauen würden stattdessen mehr im Beruf arbeiten und Verantwortung für sich übernehmen? Dann würden sie ihre Pensionskassen füllen und ihre Berufsaussichten blieben intakt.

Bomolo: Dieses Denken spaltet die Frauen. So sind nachher die «Superfrauen», die hohe Erwerbsspensen haben, hässig auf die Hausfrauen, die daheim arbeiten. Dabei ist es doch so: Frauen spüren einen gesellschaftlichen Druck, egal, ob sie auf die Kinder schauen oder im Job tätig sind. Kommt dazu: Sie müssen sich oft entscheiden. Ich frage mich auch, wie ich das machen soll nach dem Studium. Wenn ich eine Karriere will, muss ich dann auf Kinder verzichten und umgekehrt?

Das geht Vätern, die für ihre Kinder da sein möchten, ebenso.

Bomolo: Wir Frauen sind mehr betroffen, weil uns die Gesellschaft den Rücken nicht freihält. Deshalb sollten wir zusammenhalten.

Stier: Die Gesellschaft tut so, als sei es eine subjektive Entscheidung, ob man Kinder hat und wie man sie betreut.

«Es braucht einen Schmerz, damit die Gesellschaft merkt, welche Arbeit die Frauen leisten.»

Franziska Stier

Ist es das nicht?

Stier: Nein. Der Kapitalismus braucht Arbeitskräfte, die Gesellschaft fordert Kinder. Aber wie die Kinder aufwachsen, darum müssen sich in erster Linie die Frauen kümmern. Kinder aufziehen ist Arbeit und sie ist notwendig.

Wir haben eine Krise in allen Bereichen, in denen die Frauen vor der Emanzipation gratis arbeiteten: Kinderbetreuung, Altenpflege, Krankenpflege.

Stier: Ja, die haben wir, weil Care-Arbeit keinen Stellenwert hat, die Wirtschaft will sie nicht anständig bezahlen.

Sollen Krankenpflegerinnen, Kinder- und Altenbetreuerinnen auch streiken am 14. Juni 2019?

Stier: Das ist nicht so einfach. Die Produktion von Waren kann man unterlassen, aber die Pflege nicht – die Sicherheit der Patientinnen und Patienten geht erst mal vor. Aber es braucht einen Schmerz, damit die Gesellschaft merkt, welche Arbeit Frauen leisten. Die muss endlich vernünftig bezahlt und versteuert werden.

Fordern Sie einen Lohn für Pflege- und Betreuungsarbeit im Privaten, wie die Feministinnen in den 70er-Jahren?

Stier: Das wäre eine Möglichkeit. Ich persönlich fände eine 20-Stunden-Woche sinnvoll, sodass genug Zeit für die Sorge



«Wir brauchen Frauen, die weitere Frauen ansprechen.» Franziska Stier und Niolyne Bomolo.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

für andere Menschen und anderes gesellschaftliches Engagement bleibt.

Sehr utopisch. Ist das das Ziel des Frauenstreiks?

Bomolo: Nein, das Ziel ist nicht die Umsetzung einer Utopie. Sondern dass die verschiedenen Netzwerke, die den Streik vorbereiten, über solche Probleme diskutieren und Lösungen suchen. Zum Beispiel weibliche Altersarmut, Gewalt an Frauen.

Niolyne Bomolo, Sie sind nicht politisch aktiv. Warum engagieren Sie sich bei der Organisation des Frauenstreiks?

Bomolo: Ich hatte lange Zeit kein politisches Bewusstsein. Ich setzte mich zwar mit meiner Identität und Rolle in der Gesellschaft auseinander, aber erst jetzt, auch nach Gesprächen mit Franziska Stier, habe ich ein Wort dafür: Feminismus. Ich möchte Frauen erreichen, die vielleicht nicht politisch aktiv sind, zum Beispiel Frauen mit Migrationshintergrund, die ganz andere Formen von Unterdrückung erleben.

Franziska Stier, Sie reden viel von Kapitalismus und Kinderkriegen als Reproduktionsarbeit. Erreichen Sie so die Migrantinnen?

Stier: Ich will diskriminierende Strukturen benennen. Mit Analyse allein erreiche ich aber niemanden. Gerade die Frauen, die prekär beschäftigt sind, Kinder haben, müssen einiges managen, um sich

die Zeit nehmen zu können, einen Streik vorzubereiten. Sich dann Debatten zwischen Akademikerinnen anzuhören, stelle ich mir nicht so lustvoll vor.

Bomolo: Wir brauchen Frauen, die empathisch aufeinander zugehen, die vielleicht selbst einen Migrationshintergrund haben und weitere Frauen ansprechen. Es soll eine Bottom-up-Bewegung sein.

Und die bürgerlichen Frauen?

Stier: Die wollen wir auch ins Boot holen. Sie haben häufig dieselben Probleme wie linke Frauen, aber andere Erklärungen und Lösungen.

«Linke und bürgerliche Positionen haben ihre Berechtigung. Unser Ziel ist es, einen Minimalkonsens zu finden.»

Niolyne Bomolo

Bürgerliche Frauen identifizieren sich vielleicht lieber mit der Managerin im Deux-Pièces, die sich in die Männerriege der Verwaltungsräte vorkämpft, als mit der Migrantin, die in der Altenpflege arbeitet.

Bomolo: Beide Positionen haben ihre Berechtigung. Unser Ziel ist es, Frauen

zusammenzubringen und einen Minimalkonsens zu finden.

Was ist die Rolle der Gewerkschaften? Die sind ja nicht nur Gleichstellungsturbos, die Unia will jetzt wieder einen Mann als Boss des Gewerkschaftsbundes vorschlagen.

Stier: Die Gewerkschaften spiegeln eben auch den Stand der Gesellschaft, auch hier kämpfen Frauen für Gleichstellung und den Frauenstreik. Gewerkschafter werden nicht von heute auf morgen alle fortschrittlich, wenn die Gesamtgesellschaft reaktionär ist.

Glauben Sie, dass der Streik zustande kommt?

Stier: Das werden wir sehen. Aber wann, wenn nicht jetzt? Weltweit mobilisieren Feministinnen. In Irland demonstrierten Frauen für das Recht auf Abtreibung und bekamen es. In Lateinamerika gehen Frauen gegen Gewalt auf die Strasse, in Argentinien für den Schwangerschaftsabbruch. Deutschland und Spanien planen Frauenstreiks. Der Feminismus ist international und er mobilisiert.

Baslerinnen waren immer wieder Pionierinnen, sie organisierten schon 1959 den Lehrerinnenstreik. Sind Baslerinnen einfacher zu mobilisieren als andere Frauen?

Stier: Ich weiss es nicht. Wichtig ist: Der Streik muss lustvoll und inklusiv sein. Und es braucht die Perspektive, wirklich etwas verändern zu können. ×

Importierte Produkte sollen Schweizer Standards erfüllen, verlangt die Fair-Food-Initiative. Doch ist unser Gemüse besser? Sind unsere Tiere glücklicher?

Richtlinien, Labels und die Gesetze des Markts

von Catherine Weyer

Herr und Frau Schweizer essen gern Gemüse. Knapp 85 Kilogramm waren es 2017 pro Kopf. Die Schweiz baut auch viel Gemüse an, fast 316 000 Tonnen im vergangenen Jahr. Doch das reicht bei Weitem nicht, um den Bedarf zu decken. Und das ist nicht nur beim Gemüse so: Nur die Hälfte der hierzulande verbrauchten Lebensmittel werden in der Schweiz produziert. Der Rest kommt zum grössten Teil aus dem EU-Raum, aber auch aus Südamerika und anderen fernen Weltgegenden.

Am 23. September stimmen wir über die Fair-Food-Initiative ab. Sie verlangt unter anderem, dass importierte Lebensmittel bezüglich Umwelt- und Tierschutz sowie Arbeitsrecht den Schweizer Standards entsprechen müssen. Viele Konsumentinnen und Konsumenten vertrauen schon heute lieber auf einheimische Produkte. Aber sind Schweizer Lebensmittel wirklich besser?

Ein direkter Vergleich ist schwierig. Was heisst besser? Informationen liefern Labels, doch herrscht dort Wildwuchs. Begriffe wie «naturnah produziert» haben kaum Aussagekraft. Die Detailhändler wiederum haben ihre eigenen Labels wie Coop Naturaplan oder Migros Bio. Weil nicht alle Labels dieselben Kriterien und

Schlagworte verwenden, funktionieren sie eher als Orientierungshilfe.

Die wichtigsten Bio-Labels

Knospe Bio Suisse, Fairtrade Max Havelaar oder Pro Specie Rara sind Gütesiegel, die verlässliche Informationen zu Produktion, Verarbeitung und Transport von Lebensmitteln liefern. Doch auch diese Labels lassen sich nur bedingt vergleichen. Die Übersicht leidet oder ist nur mit einigem Aufwand herstellbar. Sämtliche Informationen zu den einzelnen Labels können unter www.labelinfo.ch abgerufen werden.

1. Knospe Bio Suisse



Das strengste Bio-Label. Nur Demeter, das Öko-Label nach der Philosophie von Rudolf Steiner, kennt noch strengere Kri-

terien. Bio-Suisse-Betriebe müssen auf dem gesamten Betrieb biologische Lebensmittel herstellen. Gewächshäuser dürfen im Winter nicht beheizt werden, es ist einzig erlaubt, sie frostfrei zu halten.

Äusserst streng ist die Knospe bei der Verarbeitung. Gängige Tricks, wie ein Erdbeerjoghurt mit Randensaft zu färben, sind nicht erlaubt und Zusatzstoffe nur, wenn unverzichtbar. Jegliche Verarbeitung im Ausland darf höchstens mit Bewilligung erfolgen. Das Schweizer Bio verlangt im Gegensatz zu EU-Bio einen sogenannten Ökoausgleich: Mindestens sieben Prozent der Fläche eines Betriebs dürfen nicht bewirtschaftet werden. Und es gelten soziale Mindeststandards.

Fast alle Coop-Naturaplan-Produkte sind mit der Knospe ausgezeichnet. Bei der Migros haben die Rohstoffe Knospen-Qualität, Verarbeitung und Importprodukte unterliegen weniger strengen Regeln.

2. EU-Bio



Das EU-Label schneidet im Vergleich zur Schweizer Knospe zahnloser ab. Zwar müssen Landwirte im EU-Raum für ihr Bio-Siegel strenge Regeln einhalten, etwa auf chemischen Pflanzenschutz und chemische Düngemittel oder Gentechnik verzichten, sich an ein Maximum an Tieren pro Hektar halten und Futtermittel aus biologischem Anbau verwenden. Doch gibt es bei EU-Bio-Rohstoffen weniger Anforderungen an Fruchtfolge und bezüglich Rodung. Ausserdem gilt kein Flugtransportverbot und die Lebensmittel dürfen auch dann importiert worden sein, wenn sie im Inland ebenso vorhanden wären.

3. Suisse Garantie



Lebensmittel, die nicht nach Bio-Standard, aber in der Schweiz hergestellt und verarbeitet werden, erhalten das Suisse-

Die Fair-Food-Initiative will ökologisch, fair und tiergerecht produzierte Lebensmittel fördern. Sowohl Schweizer als auch importierte Produkte sollen diesen Vorgaben entsprechen. Ein Interview mit Maya Graf, Co-Präsidentin des Initiativkomitees, findet sich in Ausgabe 33/2018 der TagesWoche. Am 23. September wird über die Vorlage abgestimmt.

Garantie-Label. Dafür dürfen keine gentechnisch veränderten Organismen eingesetzt werden, für Getreide muss zertifiziertes Saatgut verwendet werden. Auch dieses Label verlangt ökologische Ausgleichsflächen, Dünger darf nur zurückhaltend eingesetzt werden und Schädlinge oder Krankheiten sollen möglichst umweltschonend unter Kontrolle gehalten werden.

Der Tierschutz-Vergleich

Auch der Schweizer Tierschutz kennt strengere Richtlinien als die Europäische Union. Der Landwirtschaftliche Informationsdienst hat für einen Vergleich zwischen dem Schweizer und dem EU-Gesetz einige Beispiele herausgearbeitet, die wir hier zusammenfassen.

Allgemeine Bestimmungen:

In der Schweiz gelten die detaillierten Vorschriften und Mindestmasse für alle Nutztiere. In der EU ist die Haltung von vielen Nutztieren (zum Beispiel Schafe, Ziegen, Pferde, Truthähne) nicht explizit geregelt.

Tiertransport:

In der Schweiz sind lediglich sechs Stunden Transportzeit erlaubt, in der EU sind Tiertransporte bis zu einer Dauer von 28 Stunden möglich.

Eingriffe:

In der Schweiz sind die allermeisten schmerzhaften Eingriffe verboten. Bei Ferkeln ist es erlaubt, die Eckzähne abzuschleifen. In der EU sind Kastrationen ohne Betäubung, das Herausbrechen von Zähnen bei Ferkeln oder das Schnabel- und Schwanzcoupieren erlaubt.

Stallgrösse:

In der Schweiz muss ein Mastschwein eine Fläche von mindestens 0,9 Quadratmeter zur Verfügung haben, in der EU sind es 0,75 Quadratmeter.

Angebot und Preise

Die Schweizer Detailhändler versuchen gemäss eigenen Angaben bereits heute, die Tierschutzverordnungen der Schweiz auch bei ihren ausländischen Importen umzusetzen.

So gilt bei der Migros für Trutenfleisch, das in Frankreich und Ungarn produziert wird, bereits heute das Schweizer Tierschutzgesetz. Eine Strategie, die der Detailhändler noch ausweiten will: «Die Migros strebt bis 2020 an, dass alle ihre tierischen Importe gemäss der Schweizer Tierschutzgesetzgebung produziert werden, bei frischem Geflügelfleisch, Truten und Kaninchen ist dies schon heute der Fall. Bezüglich Sozialstandards stellen wir an unsere Lieferanten schon jetzt hohe Anforderungen.»

Auch wenn Schweizer Tierschutzrichtlinien eingehalten werden, ist die CO₂-Belastung bei Produkten aus dem Ausland



Frisch vom Hof: Schweizer Bio-Wirsing.

FOTO: ELENI KOUGIONIS

erhöht – schliesslich müssen die Tiere beziehungsweise muss ihr Fleisch importiert werden.

Auch wenn die Fair-Food-Initiative zumindest bei der Fleischproduktion bei der Migros offene Türen einrennt, spricht sich das Unternehmen dennoch gegen die Vorlage aus: «Damit alle Produkte sämtliche Anforderungen der Initianten erfüllen, müssten wir aber einigen Aufwand betreiben. Unser Angebot würde sich reduzieren und verteuern.»

Wegen qualitativer Bedenken dürfen Äpfel aus Spanien mit Zöllen belegt werden, wegen sozialer Bedenken nicht.

Diese Sorge teilt die IG Detailhandel Schweiz, zu der neben der Migros auch Coop, Denner und Manor gehören. Laut der IG führt die Initiative zu höheren Preisen und einer kleineren Auswahl, was insbesondere Haushalte mit kleinem Budget treffen würde.

Am meisten fürchten die Detailhändler und der Bund bei Annahme der Initiative allerdings eine allfällige Verletzung internationaler Handelsabkommen. Denn die Schweiz hat sich in mehreren Verträgen dazu verpflichtet, Produkte aus anderen Ländern nicht zu diskriminieren. Und ob

ein Apfel von einer Arbeiterin gepflückt wurde, die einen fairen Lohn erhält oder ausgebeutet wird, spielt für diese Handelsabkommen keine Rolle. Belegt die Schweiz südspanische Äpfel mit höheren Zöllen, weil dort Arbeiter ausgebeutet werden, ist das diskriminierend. Wenn sie es tut, weil sich auf den Äpfeln Pestizidrückstände nachweisen lassen, gilt es als angemessen.

Qualitative Merkmale dürfen also durchaus eine Rolle spielen, das soziale Gewissen nicht. x

ANZEIGE



Freitag, 28. September 2018, 20.00 Uhr

Vom Stress zu Freude und Leichtigkeit

Dr. med. Christian Schopper
Facharzt FMH für Psychiatrie,
Psychotherapie und Neurologie, Zürich

Ackermannshof, Druckereihalle
St. Johannis-Vorstadt 19, Basel

Abendkasse CHF 20.–

anthrosana

Postplatz 5 | Postfach 128 | 4144 Arlesheim
T 061 701 15 14 | info@anthrosana.ch | www.anthrosana.ch

Der Bauer vom Hof Spitzenbühl sucht mit Käse aus natürlicher Produktion die Unabhängigkeit. Ein steiniger Weg.

Schwieriges Geschäft mit Käse vom Berg

von Catherine Weyer

Der Chromstahl-Tank hinten in der Käserei surrt gleichmässig vor sich hin. Auf dem Doppelttritt, der zum Tank führt, steht Ramona Malzacher und wirft einen prüfenden Blick hinein. «Noch zwei Grad», sagt sie und steigt wieder hinunter.

Malzacher ist eigentlich Fachfrau für Tourismus. Doch das war ihr zu eintönig. Also lernte sie Käsen – auf dem Hof Spitzenbühl in einem der abgelegensten Zipfel des Baselbiets. Seit einem knappen Jahr ist die 31-Jährige jetzt Störkäserin und kehrt immer wieder auf den Hof zurück, wo sie ihr Handwerkerlernt hat.

Die letzten zwei Kilometer zum Hof führen über eine Schotterpiste. Mitten im Wald, zwischen Hügeln hindurch. «Letzte Woche», erzählt Malzacher, «hatte mein Auto einen Platten.» Seither lässt sie es unten stehen und wandert zu Fuss zum Hof hinauf. Eine Pragmatikerin.

«Natürlich» macht vieles komplizierter

Auf dem Hof hat Florian Buchwalder das Sagen. Alleine hätte der Bio-Bauer den Bau einer Käserei aber nicht stemmen können. Mit einer Genossenschaft im Rü-

Im Keller reift der Spitzenbühler Käse in Ramona Malzachers Obhut zur Delikatesse.

FOTOS: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



cken hingegen schon. Seit der Gründung vor fünf Jahren sind 400 000 Franken in das Unterfangen geflossen, 62 Genossenschafterinnen und Genossenschafter sind beteiligt, seit etwa einem Jahr kann die Käserei endlich produzieren. Aus den rund 230 Litern Milch, die Buchwalders 19 Kühe jeden Tag geben, entstehen vier Sorten Käse.

Die Kühe tragen Hörner. Das habe auch Einfluss auf die Milch.

An diesem Morgen macht Malzacher Raclettekäse. Die Milch gelangt über ein Rohr direkt aus dem Stall in den Tank. Dort wird sie heruntergekühlt. Ein Computer steuert alles. Malzacher lässt den Rührhaken an, stellt die Temperatur auf 31 Grad und muss dann erst einmal warten.

«Warten macht einen Grossteil der Käser-Arbeit aus», sagt sie und lacht. Aber auch beim Warten gibt es einiges zu tun: Instrumente putzen, die Formen reinigen, die nächsten Schritte vorbereiten. Dann ist die Milch heiss genug und Malzacher kann das Lab hinzugiessen, damit alles schön eindickt. Nochmals mehr Temperatur, wieder warten.

Die unwegsame Topografie macht es schwierig, die 40 Hektaren Land zu bewirtschaften, die zum Hof Spitzenbühl gehören. Der Anbau von Gemüse oder Kartoffeln rentiert im steilen Gelände nicht, auch die Obstbäume tragen meist nur gerade genug Früchte für den Eigenbedarf. Darum grasen Buchwalders Kühe so oft es geht an den Hängen. Wo es nicht zu steil ist, mäht Buchwalder ein, zwei Mal im Jahr das Gras, um im Winter Heu zu haben. Anderes Futter gibt es nicht.

Das wirkt sich auch auf die Milchproduktion aus: Die Tiere geben nicht einmal halb so viel Milch wie Hochleistungskühe. «Das ist natürlicher so», sagt Buchwalder. Er will keine riesigen Euter, die kurz vor dem Explodieren sind. Ausserdem ist ihm wichtig, dass seine Kühe Hörner tragen. Denn auch die haben einen Einfluss auf die Milch, ist der Bio-Bauer überzeugt.

Experiment Abo-System

Einfach macht er es sich mit dieser Haltung im ohnehin unsicher gewordenen Milchgeschäft nicht. Der finanzielle Druck wird immer grösser. «Wir Bauern erfahren immer erst im Nachhinein, wie viel Geld wir für den Liter bekommen», erklärt Buchwalder. Gleichzeitig müsse er in den Betrieb investieren – mit Blick auf die nächsten 30 Jahre.

Darum hat er die Käserei gebaut. So kann ein Teil der Rohmilch auf dem Hof veredelt werden, statt dass er sie an die Milchzentrale im Tal liefert. Um sich aus der Marktabhängigkeit zu lösen, hat die Genossenschaft zusätzlich ein Milchabonnement lanciert. Jede Woche holt ein Geschäftspartner die Abo-Körbe mit



Stille Wälder, steile Weiden. Auch im Baselbiet gibt es Bergbauernhöfe.

Rohmilch, Joghurt und Käse und liefert sie an Depotstellen im Laufental.

Auch nach Basel liefert Buchwalder. In die Markthalle und an die Feldbergstrasse ins «Lokal», wo immerhin zehn seiner insgesamt 45 Abonnenten auf die Milchprodukte vom Spitzenbühl warten. Doch das reicht bei Weitem nicht: Damit die Genossenschaft rentiert, müssten etwa viermal so viele Abos verkauft werden.

Im Tank hat die Milch inzwischen die Konsistenz von Panna cotta und wird jetzt Bruch genannt. Malzacher tauscht das Rührwerk gegen ein Gitter aus, das den Bruch schneidet. Haselnussgross müssen die Stücke sein. Und gleichmässig! Damit der Käse am Ende die gewünschte Konsistenz und Homogenität hat. Malzacher hilft mit einer Schaufel nach, langsam trennt sich die gelbliche Molke von den weissen Feststoffen.

«Käse ist ein Natur- produkt aus Handarbeit, das darf man ruhig merken.»

Ramona Malzacher, Käserin

Jetzt muss es schnell gehen. Der Bruch darf auf keinen Fall am Boden festhocken. Also Schlauch an den Tank und raus mit der Mischung in die Käseform. Durch feine Löcher in den Formen läuft die Molke raus, der Bruch, grobkörnig wie Hüttenkäse, bleibt hängen. «Aus der Molke könnten wir Ricotta herstellen, aber der Ertrag ist einfach zu gering», sagt Malzacher.

Der Käse muss jetzt erst mal ruhen, ein paar Mal gedreht werden und einen Tag im Salzbad verbringen, bevor sie ihn im Käsekeller lagern kann. Aus den 230 Litern

Milch, die heute morgen im Tank lagen, hat sie etwa 23 Kilo Käse gefertigt.

Das Natürlichkeitsgebot des Hofes macht die Arbeit der Käserin nicht einfacher. Im Sommer, wenn die Kühe ausschliesslich Gras fressen, ist der Fettgehalt der Milch höher als im Winter. Nur wenn die Kühe stets das Gleiche fressen, schmeckt auch die Milch immer gleich und damit auch der Käse. Für Malzacher sind aber gerade solche Schwankungen ein Qualitätsmerkmal: «Käse ist ein Naturprodukt aus Handarbeit, das darf man ruhig merken.» Eine noble Einstellung, aber für die Kunden wohl eher gewöhnungsbedürftig.

Wie der Käse Charakter erhält

Um nachvollziehen zu können, warum der Käse schmeckt, wie er schmeckt, führt Malzacher Protokoll. Jeder Arbeitsschritt wird notiert, die Temperatur, die Menge an Milchsäurebakterien und Lab, die Ruhezeiten. Im Keller, wo die Luft scharf nach Käserinde riecht, stapeln sich die Laibe. Zu Beginn reibt Malzacher sie täglich mit Salzlauge ein, später wöchentlich. Damit sie nicht schimmeln, sondern reifen und ihren charakteristischen Geschmack erhalten. Den von Mutschli, Raclette, Vacherin und Hornibärger Bergkäse eben.

Noch ist die Käserei ein Verlustgeschäft, auch wegen der hohen Baukosten. Die Genossenschaft will ihr Angebot weiter ausbauen und noch stärker in der Stadt präsent sein. Künftig sollen auch Käseläden die Spitzenbühl-Produkte weitervertrieben. Zu einem anständigen Preis, ohne dass die bestehenden Abonnenten plötzlich zu kurz kommen.

Denn die wollen nicht auf ihren Bergkäse verzichten. Und das, obwohl – oder gerade weil – er immer ein bisschen anders schmeckt. Ein Naturprodukt halt. ×



Bis zu vier Stunden auf der Bühne. Als bekennende Rampensau geniesst John Henry das Scheinwerferlicht.

Krankheit

Der Musiker Gianluca Cutrufello spielt als John Henry epische Konzerte. Wenn seine Gesundheit es zulässt.

Künstler im kaputten Körper

von Olivier Joliat (Text)
und Eleni Kougonis (Fotos)

Seine Erscheinung überfordert einige im Publikum. Die Stimme klingt angenehm tief und kräftig, doch selbst die akustische Gitarre hängt schwer an seinen hageren Schultern. Dazu Augen, die übergross aus tiefen dunkelrot geränderten Höhlen leuchten.

Es ist ein intensiver Abend im Keller des «Hirschi», wo John Henry eines seiner seltenen Solo-Konzerte gibt.

Bei diesem John Henry, der da auf der Bühne steht, handelt es sich nicht um den vielbesungenen US-amerikanischen Volkshelden – einen stolzen schwarzen Gleisleger, der sich der Legende nach gegen die damals neuen Dampfhämmer erhob. Der John Henry im Basler «Hirscheneck» besingt seinen eigenen Kampf: das Leben des Gianluca Cutrufello.

Diagnose: Leukämie

Es ist dies ein Leben, das auf einmal auf den Kopf gestellt wurde. August 2013, eine Diagnose wie ein Hammerschlag. «Mitten im perfekten Sommer», erinnert sich Cutrufello, als wir ihn zu Hause in Liestal besuchen.

Seine damalige Band hiess Who Killed Peter Merian. «So ein blöder Name», sagt

Cutrufello heute. Damals hatte die Band aber einen Lauf. Sie gewann den Publikumspreis beim Firewire-Bandcontest, spielte eine Deutschlandrunde, trat in Städten wie Dresden, Leipzig oder Berlin auf, und in Liestal teilte sie die Bühne mit den legendären Uriah Heep. «Das war ziemlich abgefahren – im besten Sinn», sagt Cutrufello.

Ein Leben als Musiker: Dieser Traum schien zum Greifen nah. Seine Maurerlehre hatte Cutrufello abgebrochen. Seine Hände sollten nicht länger zu geschunden sein, um am Abend musizieren zu können.

Er hatte ein Studium in Gitarre, Klavier und Gesang begonnen, doch das lag in jenem perfekten Sommer gerade auf Eis – aus finanziellen Gründen. Was aber egal war, denn mit seinen 21 Jahren schien er eh am Anfang seiner praktischen Lehrjahre am the road.

Und dann war da auch noch die Liebe. Cutrufello traf sie im Juni, bei einem Konzert an der Port Land Skate Bowl im Rheinhafen. Es wurde ein heisser Sommer, dann zog sie nach London. Gianluca wollte ihr folgen. Nach dem Konzert am Jugendkulturfestival wollte er als trampender Strassenmusiker gemächlich Richtung England tingeln. Das kannte er bereits. Als John Henry war er so schon mehrfach durch Europa getourt.

In den Basler Bars kannte man John Henry. Als Solo-Sänger mit monströsen Konzerten. Bis zu vier Stunden konnten die dauern. «Wenn es lief, spielte ich so ziemlich jeden Song, den ich kannte», sagt Cutrufello, und er lacht, wenn er sich an die Zeit erinnert.

Nach einer Blutanalyse vermutete der Arzt: «Die Maschine spinnt.»

Keine Frage: Er war in Schwung. «Dann begann es mit den Schmerzen in den Unterarmen beim Üben an der Gitarre. Plötzlich, aus den Knochen heraus.» Nach einer Blutanalyse vermutete der Arzt: «Die Maschine spinnt.» Und schickte die Probe in ein Institut.

Die Maschine arbeitete korrekt. Die Diagnose lautete Leukämie.

Cutrufello sagt: «Zwei Wochen davor hatte ich ein Bild gemalt, das alles sagt, ein krankes Gesicht mit langen Haaren, alles in Rot-Schwarz. Das hat mich selbst brutal erschreckt.» Von der Diagnose sei er gar nicht mehr überrascht gewesen. «Das einzig Positive daran war die Erkenntnis: Zwei Wochen später zum Arzt – und ich wäre jetzt tot.»

Er sagt dies so gefasst, wie er es damals auch gewesen sei. In Erwartung der «Scheisse» hatte er erst eine Zigarette geraucht. Nach der Diagnose habe er dann die Mutter beruhigt.

An die Fahrt ins Kantonsspital Basel kann er sich nicht wirklich erinnern, nur noch daran, dass er ein Buch von Charles

Bukowski bei sich hatte. Und vor dem Notfall hatte er noch eine letzte Zigarette geraucht. Danach ging es direkt in die Isolation.

Cutrufello hält gerade eine brennende Zigarette zwischen dürren Fingern mit brüchigen Nägeln, als wir im Frühsommer in Liestal zu Besuch kommen. Hier, mit dem Waldenburgerli eine Station vom Zentrum des Stedtli entfernt, lebt Cutrufello mit seiner Mutter und seinem Bruder in einer Dreizimmer-Altbauwohnung. Er belegt das Durchgangszimmer zum Bad. Es ist zugleich sein Studio.

In eine Ecke gequetscht stehen das Bett und ein Kleiderregal, der Rest von Raum und Boden gehört Gitarren, Mikrophon, Kabelgewirr und Bandmaschine. Auf einem Regal liegen filigrane Elektroteile unter einer Lupe. Seit der graue Star operiert worden ist, kann Cutrufello für seine Gitarrensounds wieder selber Effektgeräte löten, sofern die Hände nicht gerade zu sehr zittern.

Von den Wänden grüssen seine «Big Five»: Bob Dylan, Kurt Cobain, Johnny Cash, die Beatles und die Rolling Stones, daneben über dem Bett ein Faltposter aus dem «Playboy». «Ich bin wohl einer der letzten Kunden. Natürlich vor allem wegen der Reportagen», scherzt Cutrufello. «Alleine die Reaktion der Kioskverkäuferinnen ist den Kauf wert.»

Die Hälfte des Gewichts verloren

Es gibt noch eine weitere Oben-ohne-Aufnahme in seinem Zimmer. Sie lehnt gerahmt an einem Stuhl und zeigt Cutrufello selbst, in Jeans und mit Gitarre, der Bauch überzogen von sternförmig verlaufenden «Schwangerschaftsstreifen», wie er es nennt. «Die sind als Male geblieben, als ich aufgedunsen von Medikamenten über 80 Kilo wog und innert zwei Monaten im Spital die Hälfte des Gewichts verlor.»

Auf dem Foto schlabbert die Jeans. Ob das auch ein Überbleibsel von jener Phase sei? «Nein», antwortet Cutrufello, «die Jeans habe ich schon fünf Jahre.» Er trägt sie auch jetzt. Sie hält kaum auf den Hüftknochen, rutscht dauernd runter. «Der Gürtel braucht wieder ein neues Loch.»

Dann entschuldigt er sich bei der Fotografin, die heute mit zu Besuch ist. Es tue ihm leid, dass er noch keinen Platz für das an den Stuhl gelehnte Bild gefunden habe. Eleni Kougionis begleitet Cutrufellos Weg schon lange als Fotografin, das gerahmte Oben-ohne-Bild stammt von ihrer letzten Ausstellung.

Er bietet Kaffee an. In der Küche fällt der Blick auf einen alten Zeitungsschnipsel am Kühlschrank, darauf ein hübscher Lockenkopf: Gianluca Cutrufello, 16, Maurerlehrling, warnt vor den Risiken, die Junglenker eingehen – und dabei sterben.

Ist das nicht ein etwas gar übertrieben selbstironischer Galgenhumor, jeden Morgen diesen Schnipsel anzuschauen?

Darum geht es Cutrufello nicht. Mit 19 Jahren ist er aus dem Fenster eines Peugeot 106 gekrochen, den es aufs Dach

gelegt hatte. Mit Glück überlebten alle drei Insassen den Unfall. «Da hatte ich das erste Mal das Gefühl: Alles kann huere schnell vorbeigehen.» Und dann sagt er: «Das war auch in einem August.»

Mit dem Tod konfrontiert

Der Tod begleitet Cutrufello eigentlich schon seit seiner Geburt. Sein Zwillingbruder starb, 16 Stunden bevor er auf die Welt kam. Das wusste er als Kind zwar nicht, dennoch deckte er am Tisch immer für eine Person mehr. Cutrufello hat im Juli Geburtstag, der geplante Geburtstermin wäre im August gewesen.

«Aber genug der Monatszählerei – sonst klinge ich wie ein Verschwörungsspinner. Fakt ist: Ich bin immer wieder mit dem Tod konfrontiert. Aber mir passiert es nicht. Auch die Leukämie hat mich nicht bekommen.»

Cutrufello erzählt das alles, als würde es ihn kaum etwas angehen. Ruhig, ohne dass sich die Stimme heben oder senken würde. Sind es die Medikamente, die ihn abgestumpft haben? Oder ist er derart abgebrüht, weil solche existenziellen Gedanken längst sein Alltag sind?

Den Alltag jedenfalls, den will er nach Möglichkeiten leben und den Moment geniessen. Kaum ist der Kaffee bereit, sagt er bestimmt: «Gehen wir doch raus zum Rauchen.»

«Ich lag stundenlang auf dem Boden, bis die Ambulanz kam. Die Feuerwehr musste mich über die Terrasse bergen.»

Cutrufello bewegt sich langsam und vorsichtig. Der Grund ist das viele Cortison. Es hat Körper und Knochen extrem fragil gemacht. Ein Sturz, ja schon allein das Anschlagen eines Körperteils kann zu Knochenbrüchen führen.

Wie vor drei Jahren, als er auf dem Weg ins Badezimmer ausrutschte. Schambeinbruch. «Da lag ich stundenlang eingepisst und vollgeschissen auf dem Boden, bis endlich die Ambulanz kam. Dann musste mich die Feuerwehr über die Terrasse bergen.»

Oder da war jener Sturz vor der Kaserne im Frühling 2017. Es geschah bei einem Spaziergang während eines Aufenthalts im Kantonsspital Basel. «Eigentlich war ich im Spital, weil der Darm wieder am Abstossen war. Zudem war der Kiefer entzündet, und als Folge der Chemotherapie mussten zehn Zähne gezogen werden.» Und dann brach sich Cutrufello beim Spazieren auch noch die Hüfte.

Er schüttelt den Kopf, dann greift er nach den Zigaretten, zieht sich vor dem Setzen die Jeans über die Hüfte und lacht:

«Sonst wird es wieder gefährlich. Der Gürtel braucht definitiv neue Löcher.»

Mit zittriger Hand zündet er sich eine Zigi an, bevor er sich seinen neuen Hut aufsetzt. Ein Borsalino – wie auf der Bühne. Der schützt nicht nur die empfindliche Haut vor der Sonne, er hat auch Style, so ein bisschen was von Pete Doherty. Doch das hört Cutrufello nicht gern, obwohl er Fan des britischen Rockstars mit dem deftigen Drogenproblem war. Zu oft wird er heute selbst für einen Junkie gehalten.

Neustart mit fremden Stammzellen

Cutrufello ist gezeichnet von fünf Jahren Krankheit. Die Leukämie war nur der Anfang: Chemotherapie, Bestrahlungen und Infusionen. «Ich dachte damals nicht, dass es einem Menschen so schnell so schlecht gehen kann», sagt Cutrufello über die Zeit, in der man sein Immunsystem inklusive Krebszellen komplett killen wollte. Ein Neustart mit fremden Stammzellen sollte seinen Körper wieder gesunden lassen.

Lange sieben Monate im Spital dauerte die Suche nach einem valablen Spender. Und als der endlich gefunden war, passte zwar nicht alles perfekt, aber die Mediziner wollten die Transplantation dennoch wagen. Damit war der Krebs passé. Gesund wurde Cutrufello trotzdem nicht. «Seither stimmt nichts mehr. Mein Körper will alles abstossen, kreuz und quer.»

Angefangen hat es zwei Wochen nach dem Einsetzen der Stammzellen. Die Haut, ein extremer Juckreiz, kein Medikament, das dagegen ankam. «Ich kratzte mich bis auf die Knochen», sagt Cutrufello.

Es war die erste Abstossreaktion. Weitere vier Monate Spital folgten: «In den Nächten kackte und kotzte ich Blut, morgens gab es Spritzen gegen die Übelkeit und Morphin gegen die Schmerzen. Für drei Stunden war es okay, dann ging es wieder los.»

Seither folgten weitere Schübe neuer Autoimmunkrankheiten, immer wieder, in unvorhersehbaren Abständen. «Die Ungewissheit, was der Körper als Nächstes angreift – das nagt.»

«Man betrachtet mich als benebeltes Kind, das nicht alles zu wissen braucht.»

Eine Prognose kann Cutrufello keiner geben. Der 27-Jährige selbst aber sagt, er sei erst 22 Jahre alt. Er verjüngt sich damit nicht etwa aus Eitelkeit, er findet einfach: «Die Zeit im Spital zählt nicht.»

Cutrufello hasst das Spital. Da hilft es nur wenig, dass er das Spitalzimmer jeweils mit Poster, Gitarre und Schreibmaschine etwas wohnlicher gestaltet.

Schlimm findet er, wie dort mit ihm umgegangen wird: «Die Entscheidungen werden oft ohne mich getroffen. Immer wieder erfahre ich erst nachträglich, welche Medikamente ich bekomme. Man betrachtet mich als benebeltes Kind, das nicht alles zu wissen braucht.» Er klagt auch über Personal, das ihn nackt schlotten lässt, wenn er wieder einmal ins Bett gemacht hat. Das fühle sich nach Straftat an, degradierend.

«Ich wäre schon oft weggelaufen, wenn ich hätte aufstehen können», sagt Cutrufello. Und doch hat er weiterhin Vertrauen in Ärzte und Pflege. «Ich hatte grossartige Chefärzte und auch tolle Pfleger», sagt er. «Einer kam sogar ans Konzert in den Hirschi-Keller.»

Die Gesellschaft stresst

Die Krankheit und das Ausgeliefertsein belasten ihn schwer. Die letzte Depression hatte er im Frühling, als er wegen einer Lungenentzündung ins Spital musste. Und auf einmal erhebt sich Cutrufellos Stimme doch: «Noch krasser als alle Infektionen und das Spital stresst aber die Gesellschaft draussen», platzt es aus ihm heraus.

Es folgen Anekdoten. Wie ihn eine Frau im Tram anschnauzte: «Setz dich mal, du Junkie!» Nur weil er sich langsam bewegte und unter Medikamenteneinfluss bestimmt etwas verwirrt wirkte. Erst mal im Schwung redet sich Cutrufello richtig in

«Die Zeit im Spital zählt nicht.» Fünf Jahre zieht Gianluca Cutrufello von seinem wahren Alter ab.



Rage: «Und wenn schon: Selbst ein Junkie hat Rechte!» Und es sei demütigend, im Mediamarkt ständig die Taschen zeigen zu müssen.

Der Gipfel für ihn war, als ihn kürzlich ein grober Ladendetektiv in der Liestaler Manor festhielt, weil er seiner Mutter ins nächste Stockwerk folgte, ohne seine Moleskin-Notizbücher sofort an der nächsten Kasse auf der Etage bezahlt zu haben. Weder seine noch die Erklärungsversuche der Mutter fanden beim Detektiv Gehör. Die dazugerufene Polizei entschuldigte sich dann.

Solche Probleme kann er nicht abschütteln wie die Asche seiner Zigi. Natürlich wollen die Ärzte ihm das Rauchen ausreden. Er selbst sieht seine Zigaretten nicht wirklich als Laster. «Das ist die letzte Rebellion, die mir bleibt. Die Lungen waren lustigerweise auch nie ein Problem. Ihre Leistungsfähigkeit liegt bei 120 Prozent. Und wenn ich mit irgendeiner Krankheit wieder isoliert und einsam bin, ist die Glut das einzige Licht, das im Dunkel brennt. An der Zigarette ziehen wirkt besser als jede Tablette.»

Wenn er wirklich am Boden ist, kann Cutrufello nicht mal Musik schreiben. Doch kaum verspürt er den ersten Funken Energie, krakelt er «den Blues» in seine Notizbücher: Liebe, Leben, Tod – ein paar Textfetzen, ein paar Akkorde, die brauchbaren Ideen nachträglich umkreist. Eine bleibende Zeile liefert er während des Gesprächs: «Im Spital spürte ich manchmal weder Schmerz noch Gefühle – nur noch Johnny Cash.»

Und wieder einmal August

Zu einem späteren Zeitpunkt treffen wir Gianluca Cutrufello wieder in Basel. Er spürt zwar eine gehörige Unsicherheit, aber nur aus einem Grund: Es ist wieder mal August. Dabei hat er seit diesem Frühling erstmals wieder mehr Zeit für Musik, statt sie mit Gesundheitsproblemen zu verbringen.

Er hat im Sommer eine erste Studiosession für seine Debüt-EP eingespielt, «und nun habe ich daheim auch ein Schlagzeug aufgebaut», erzählt Cutrufello. «Das eröffnet nochmals einen neuen Blick auf die Musik.» Ausserdem sei dies sein Fitness-Programm.

Er wirkt vitaler als Wochen zuvor in Liestal. «Ich habe auch ein paar Kilo zugelegt!», freut er sich über das Kompliment. Und die Gefahr rutschender Jeans hat er mit Hosenträgern langfristig gebannt, wie er augenzwinkernd demonstriert.

«Es heisst ja auch, dass die Remission nach fünf Jahren abgeschlossen sein sollte.» Das heisst, die physischen und psychischen Krankheitssymptome sollten nun abflachen.

Cutrufello traut der Sache allerdings nicht. Den Glauben an den Wendepunkt hat er genauso verloren wie die Angst vor dem Tod. «Ich mag keine Zukunft planen. Ich lasse mich einfach überraschen und schaue, was kommt.»



«Ich schaue, was kommt.» 2015, unterwegs zu einem Konzert in Graubünden.

Das sind erst einmal ein paar Konzerte. Seit dem Abend im «Hirschi» erhält John Henry Anfragen von allen Seiten. Selbst für Hochzeiten. Anfang August zeigte er sich bei einem Konzert in der Liestaler Klex Bar schon fast wieder in alter Marathonform und spielte, wenn auch mit Pausen, über vier Stunden lang.

«Ich mag keine Zukunft planen. Ich lasse mich einfach überraschen.»

Es sind bunt gemischte Sets mit eigenen Songs und Covers. Nicht alles bestechend geschrieben oder intoniert, das Gitarrenspiel oft nachlässig. Doch weckt er Emotionen und reisst mit. Denn bei jedem Ton spürt man die Energie der Musik, die ihn befeuert.

«Wenn ich aufhöre, sind alle Probleme wieder da», erklärt Cutrufello seine jetzige Kondition für Marathon-Konzerte. Und ausserdem sei er noch immer eine Rampensau, die das Scheinwerferlicht genieusst. Schon beim ersten Konzert, am Abschlussabend seiner Schule, brannten ihm auf der Bühne die Sicherungen durch. Zur AC/DC-Nummer «TNT» entblöste er vor versammelter Lehrerschaft den Hintern. Für die letzten Schulwochen wurde er nach Disentis in den Landdienst verbannt.

Abseits der Bühne, etwa auf sozialen Netzwerken, fällt es Curtufello dagegen schwer, um Aufmerksamkeit zu buhlen.

«Ich kann mich da schlecht inszenieren», sagt er selbst, obwohl es gut wäre für neue Engagements. Darum überwindet er sich ab und an mit ein, zwei Bier, «und dann poste ich trotzig Fotos von meinen Venen mit Infusionen oder so».

Inspiziert von Ennio Morricone

Publikum gewinne er so kaum, aber immerhin Reaktionen. Denn die Krankheit führe ihn immer mehr in die Isolation und Einsamkeit. Darum lässt er sich gerne von anderen porträtieren, diese Art von Aufmerksamkeit passt ihm umso besser.

Neben der Fotografin Eleni Kougonis begleitet auch eine Schulfreundin sein Leben. Sie studiert in Cambridge Film und porträtiert ihn für ihre erste Kino-Doku. Cutrufello komponiert dafür die Filmmusik. Die letzte Nacht habe er durchgeschrieben. «Ich war voll drin, und als ich auf die Uhr geschaut habe, hat sich das Schlafen vor dem Zahnarzttermin am Morgen dann auch nicht mehr gelohnt.»

Was er komponiert, klingt anders als die Musik seiner Songs. «Inspiziert von Ennio Morricone», so Cutrufello. «Aber weniger wie «Spiel mir das Lied vom Tod», sondern mehr wie «The Ecstasy of Gold» aus «The Good, The Bad and the Ugly.»

In diesem Western-Klassiker überlebt der kettenrauchende Blonde alle Todesfälle und zieht am Ende mit Geld und Gaul in die Zukunft. ×

Am 27. 9., 20 Uhr, spielt John Henry in der «Heimat» in Basel.

Eine verdiente Busse war der Anlass:
Mit Hilfe eines Profis hat unsere Autorin
ihre Fahrtauglichkeit aufgefrischt.

«Langsamer fahren und schneller kurbeln»

von **Andrea Fopp**

Am Wettsteinplatz bremst mir die Fahrlehrerin rein. Wir sind auf der Grenzacherstrasse, ich soll in die Rheinfelderstrasse einbiegen und will deshalb auf die linke Spur wechseln, doch die Fahrlehrerin sagt: «Bleib rechts. Links ist die Busspur, da darfst du nicht einspuren. Du darfst sie nur überqueren, weil sie mit einer unterbrochenen Linie markiert ist. Wenn die durchgezogen wäre, dürftest du sie nicht mal überqueren.»

Diese verdammten Busspuren! Wegen denen bin ich hier, in der Fahrstunde bei Johanna Bacher. In Jeans und blauem Shirt dirigiert sie mich mit ruhiger Stimme durch den Mittagsverkehr.

Das kam so: Eines Morgens fuhr ich den Luzernerring hoch, als ein Polizist auf dem Töff überholte und mich rauswinkte. «Wissen Sie, weshalb ich Sie anhalte?», fragte er freundlich. Ich wusste es nicht, aber er sagte es mir: «Sie sind von der Gustav-Wenk-Strasse in die Flughafenstrasse eingebogen und in die Buslinie eingespurt.» Das hatte ich zwar bemerkt, befand mich aber schon kurz vor dem Kreislauf am Luzernerring und dachte, es lohne sich nicht mehr, erneut die Spur zu wechseln.

Doch es hätte sich durchaus gelohnt: 60 Franken kostete mich mein Malheur. Und ich realisierte wieder mal: Ich habe automässig keine Ahnung von Basel. Meinen Fahrausweis machte ich vor 15 Jahren in Chur. In Basel bin ich fast nur mit dem Velo unterwegs, und wenn ich mal das Auto nehme, dann mit hohem Adrenalin-

pegel und der Gewissheit, mich bestimmt auch dieses Mal zu verfahren. Ich habe keine Ahnung, wo die Einbahnstrassen und wo die Fahrverbote sind. Oder eben: die Busspuren.

Das ist natürlich nicht ideal. Für die Umwelt schon, für meine Blumenrabatte weniger – ich hab schon manchen Ausflug in die Gärtnerei auf Eis gelegt, weil ich keine Lust hatte, mich durch den Verkehr zu quälen. Und ich bin nicht die Einzige: In meinem Umfeld gibt es einige Frauen und Männer – Basler notabene – die seit Jahren gar nicht mehr durch die Stadt fahren, weil sie Angst haben.

So will ich nicht enden. Also schrieb ich eine Mail an Johanna Bacher, die Geschäftsführerin der Fahrschule Schwab: «Zeigen Sie mir die heikelsten Verkehrsstellen in Basel? Und eine Runde rückwärtsseitwärts einparkieren würde auch nicht schaden.»

Jetzt sitze ich neben Johanna am Steuer, in der Fahrstunde duzt man sich. Die Fahrschule Schwab ist ein Traditionsbetrieb. Johanna hat ihn 2013 von ihrem Vater übernommen, gegründet hatten ihn die Grosseltern. Johannas Schwester ist auch Fahrlehrerin, der Bruder springt manchmal ein.

Erst mal gibts Lob

Wir stehen vor dem Rotlicht auf der Schwarzwaldstrasse, es wechselt auf Grün. Ich setze den Blinker, schaue rechts in den Spiegel, über die Schulter und fahre los. Dafür gibts ein Lob: «Gut, wie du immer kontrollierst, ob Velofahrer von rechts kommen», sagt Johanna. Es ist eine ge-

fährliche Stelle hier, erst vor Kurzem ist hier ein Mann auf dem Fahrrad tödlich verunglückt, erfasst von einem Lastwagen. Auf dem Trottoir erinnern Blumen an ihn.

«Hätte ich mit dem Auto ganz rechts an den Bordstein fahren sollen, um allfälligen Velos den Weg zu versperren, sodass sie erst gar nicht Gefahr laufen, mir vor die Haube zu fahren?», frage ich.

«Das darfst du nicht. Der Radstreifen war durchgezogen, dann darfst du nie zumachen», sagt die Fahrlehrerin.

Busstreifen, Radstreifen – ich habe offenbar einige Wissenslücken. Johanna zeigt auf ein Verkehrsschild, ein rotes Dreieck mit Kreuz in der Mitte.

«Was signalisiert es?», fragt sie.

«Einen Bahnübergang?», frage ich zurück.

«Nein, es bedeutet: Verzweigung mit Rechtsvortritt.»

Autsch. Wenigstens bin ich nicht die Einzige. «Meine Fahrschüler wissen das oft auch nicht, obwohl sie schon seit Jahren Velo fahren», sagt Johanna. Oft macht erst das Autofahren aus Velofahrern kompetente Verkehrsteilnehmer. Wenn man mal erfahren hat, wie die Welt hinter dem Steuer aussieht, kann man die Gefahren besser einschätzen.

Häufig ändernde Signalisation

Während wir durch die Strassen kurven, kommentiert Johanna Bacher immer wieder trocken das Basler Verkehrskonzept. Regierungsrat Hans-Peter Wessels und seine verkehrsfreie Innenstadt haben in der Fahrlehrerin offenbar keine Freundin. Bei Bankverein/Aeschenvorstadt etwa sagt sie: «Hier darf man auch bald nicht mehr durchfahren.» Bei der Freien Strasse: «Das störte doch niemanden, wenn man hier am Morgen runterfuhr. Darf man aber auch nicht mehr.»

**Der Weg des grossen
SUV führt übers Trottoir.
Das bedeutet: Ich habe
Vortritt. Doch Johanna
warnt: «Achtung, der
weiss das nicht.»**

Wir sind jetzt auf der Güterstrasse, ich soll vor der Heiliggeist-Kirche links in die Thiersteinallee abbiegen. Mir entgegen kommt ein grosser SUV, sein Weg führt übers Trottoir. Das bedeutet: Ich habe Vortritt. Doch Johanna warnt: «Achtung, der weiss das nicht.» Sie hat recht, er schneidet mir den Weg ab.

Aha, andere Autofahrer machen auch Fehler. Johanna bestätigt: «Viele Leute vergessen die Verkehrsregeln.»

Und dann gibt es natürlich diejenigen, die lieber Velo fahren und darum im Auto die Routine verlieren, so wie ich. Oder Frauen, bei denen immer der Mann am

Steuer sitzt. Und dann kommen die Kinder und der Grosseinkauf – und die Frauen fänden es praktisch, selber zu fahren. Johanna hatte grad drei Kundinnen, die deswegen bei ihr eine Fahrstunde buchten und ihr Wissen auffrischten. Oder ältere Leute, die sich sicher sein wollen, dass sie noch fahren können, und deshalb regelmässig freiwillig eine Fahrstunde nehmen.

Es ist nicht nur die fehlende Routine, die das Autofahren schwierig macht. Der Verkehr sei anspruchsvoller geworden, sagt Johanna.

Aber es ist nicht nur die fehlende Routine, die das Autofahren schwierig macht, wie Johanna sagt: «Der Verkehr ist anspruchsvoller geworden.» Die Regeln ändern sich häufig, das verlangt den Leuten hinter dem Steuer einiges ab: «Plötzlich wird aus einer 50er- eine 30er-Zone, und schon laufen die Leute rein, weil sie es sich nicht gewohnt sind oder nicht auf die geänderte Signalisation achten.»

Auch Johannes Schülerinnen müssen sich manchmal innert Wochen umgewöhnen, wie etwa bei der Schänzli-Baustelle: «Einen Tag musst du links abbiegen, weil der rechte Fahrstreifen gesperrt ist, am nächsten Tag ist es anders», sagt Johanna. Dementsprechend brauchen die Schüler auch länger, bis sie parat sind für die Prüfung. Meine Freundinnen und Freunde kamen vor 15 Jahren mit ungefähr zwölf Fahrstunden durch. Heutzutage braucht eine Fahrschülerin 20 bis 25 Fahrstunden. Der durchschnittliche Basler Neuliker ist 25 Jahre alt, das zeigen die Zahlen des Justizdepartemens fürs Jahr 2017.

Lernfahrausweis neu mit 17 Jahren

Auch sonst hat sich einiges getan. Eben weil der Verkehr immer komplizierter wird, müssen Fahrschüler heute eine Probezeit bestehen und Wiederholungskurse machen, bevor sie einen definitiven Fahrausweis bekommen.

Jetzt plant der Bundesrat weitere Verschärfungen: Junglenker sollen neu mindestens zwölf Monate lang mit dem Lernfahrausweis herumfahren müssen, bevor sie an die Prüfung dürfen. Dafür will die Regierung das Alter der Lernfahrer heruntersetzen: Jugendliche sollen den Lernfahrausweis bereits nach dem 17. Geburtstag bekommen – und die Ver-

kehrskunde bereits mit 16 Jahren besuchen dürfen. Dazu kommt eine Lockerung, die erstaunt: Künftig sollen auch Schüler, welche die Autoprüfung mit einem Automaten machen, mit einer Handschaltung herumfahren dürfen. Heute muss beim Automaten bleiben, wer mit dem Automaten lernt.

Die Begründung für die Lockerung: Das Bundesamt für Strassen geht davon aus, dass in Zukunft sowieso nur noch Automaten gebaut werden. Unter anderem, weil der Anteil der Elektro- und Hybridautos zunimmt. Für die Umwelt ist das sicher tipptopp, aber eins ist klar: In den Bergen rumkurven macht nur Spass, wenn man hebeln kann.

In der Stadt ist man so damit beschäftigt, Trämli, Velos, Busse, Kinder, Hunde, Telefonierende im Blick zu behalten, dass ein Automat vielleicht gar nicht das Dümme ist.

Meine Fahrstunde ist zu Ende. Johanna lotst mich zurück in die Zentrale an der Hardstrasse. Ihr Fazit fällt besser aus, als ich erwartet hatte: «Du hast den Verkehr gut im Blick», sagt sie abschliessend. Einzige Kritikpunkte: «Du solltest früher raufschalten und beim seitwärts Einparkieren langsamer fahren und schneller kurbeln.» Ich bin zufrieden und nehme mir vor, in Zukunft häufiger das Auto zu nehmen. ×

Der verlorenen Routine auf der Spur. Andrea Fopp kurvt mit Johanna Bacher durch die Stadt.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Kinoprogramm

Basel und Region 21. bis 27. September

BASEL B-MOVIE

Grellingerstr. 41 b-movie.ch
• REVENGE (2017) [18 J]
 FR-MO: 20.30^{F/d}

CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com
• HOTEL TRANSILVANIEN 3 - EIN MONSTER URLAUB [6/4 J]
 15.00^D

• KLASSENTREFFEN 1.0 - DIE UNGLAUBLICHE REISE DER SILBERRÜCKEN [12/10 J]
 15.00/18.00/21.00^D

• MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN [8/6 J]
 18.00^{E/d/f}

• THE EQUALIZER 2 [16/14 J]
 21.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch
• LOOK & ROLL: 7. INTERNATIONALES KURZFILMFESTIVAL
 FR-SO

• PLACE PUBLIQUE [12/10 J]
 FR/SA: 12.00-MO-MI: 19.00^{F/d}

• CHRIS THE SWISS [16/14 J]
 12.10/18.30^{D/v/d}

• EINGEIMPFT - FAMILIE MIT NEBENWIRKUNGEN [0/0 J]
 12.15^D

• OUT OF PARADISE [12/10 J]
 FR/SA/MO-MI: 12.15^{Mongol/d/f}

• STYX [16/14 J]
 13.50/18.45^{D/f}

• DIE GRÜNE LÜGE [10/8 J]
 14.00-SO: 12.15-MO-MI: 17.00^D

• GRÜNER WIRD'S NICHT, SAGTE DER GÄRTNER UND FLOG DAVON [6/4 J]
 15.50/20.50-FR/MO-MI: 14.00^D

• BLAGKKLANSMAN [12/10 J]
 14.10/18.10/20.30^{E/d/f}

• THE CHILDREN ACT [8/6 J]
 16.00/18.15-SO-MI: 21.00^{E/d/f}

• WO BIST DU, JOÃO GILBERTO? [6/4 J]
 16.20^{Ov/d}

• RYUICHI SAKAMOTO: CODA [16/14 J]
 16.45^{Jap/d}

• GUNDERMANN [6/4 J]
 20.20-MO-MI: 14.30^D

• THE GUERNSEY LITERARY AND POTATO PEEL PIE SOCIETY [10/8 J]
 20.45^{E/d/f}

• MOMO [6/4 J]
 SA/SO: 14.00^D

• PETERSSON & FINDUS: FINDUS ZIEHT UM [0/0 J]
 SO: 11.00^D

• NORMANDIE NUE [10/8 J]
 MO-MI: 12.20^{F/d/f}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch
• CHAMPIONS [8/6 J]
 16.00-FR-DI: 20.30^{Sp/d}

• UTØYA 22. JULI [14/12 J]
 16.00^{Norw/d/f}

• THE MAN WHO KILLED DON QUIXOTE [12/10 J]
 18.00^{E/d/f}

• AMOUREUX DE MA FEMME [8/6 J]
 18.30^{F/d}

• SWIMMING WITH MEN [6/4 J]
 20.45-SO: 14.00^{E/d}

• MCQUEEN [8/6 J]
 SO: 13.45^{E/d/f}

• BIXA TRAVESTY
 MI: 20.30^{Port/e}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch
• DUNIA
 FR: 21.00^{Arab/d/f}

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch
• BAD SPIES [14/12 J]
 18.00-FR/MO/DI: 13.00^D

• KLASSENTREFFEN 1.0 - DIE UNGLAUBLICHE REISE DER SILBERRÜCKEN [12/10 J]
 15.40/18.20-FR/MO/DI: 13.00

FR/SA: 21.00/22.30
 SO-MI: 20.20^D

• LIEBE BRINGT ALLES INS ROLLEN - TOUT LE MONDE DEBOUT [10/8 J]
 FR/SO/DI: 13.00/17.40

SA: 10.40-SA/MO/MI: 15.20^D

• BOOK CLUB [12/10 J]
 13.15-FR/SO/DI: 15.30/20.00

SA: 11.00-SA/MO/MI: 17.45^D

FR/SO/DI: 17.45
 SA/MO/MI: 15.30/20.00

• DAS HAUS DER GEHEIMNISVOLLEN UHREN [10/8 J]
 16.00/18.20/20.40

FR/MO-MI: 13.30-SA/SO: 13.40
 SO: 11.00^D

• PREDATOR: UPGRADE [16/14 J]
 2D: 13.30-SA/SO: 11.00^D

3D: FR/SO/DI: 18.00
 FR/SA: 23.45-SA: 20.10

MO/MI: 21.00^D

• SEARCHING [12/10 J]
 16.15-FR/MO/DI: 14.00

FR/SO/DI: 18.30-FR/SA: 23.30
 SA/MO/MI: 20.45^D

FR/SO/DI: 20.45
 SA/MO/MI: 18.30^{E/d/f}

• THE NUN [16/14 J]
 16.30/18.45-FR/MO/DI: 14.15

FR/SA/MO/MI: 21.00
 FR/SA: 23.30^D

SO/DI: 21.00^{E/d/f}

• DAS SCHÖNSTE MÄDCHEN DER WELT [12/10 J]
 FR/SO/DI: 15.20

SA/MO/MI: 13.00-SA/MI: 17.40
 SO: 10.40-MO: 17.45^D

• MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN [8/6 J]
 15.30-SA/MO/MI: 20.30^D

FR/SO/DI: 20.30^{E/d/f}

• MILE 22 [16/14 J]
 FR/MO/DI: 15.50-FR: 20.20

FR/SA: 23.15-SA/MO/MI: 18.00
 SO/DI: 21.00^D

• MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT - 3D [12/10 J]
 20.00^D

• MEG - 3D [12/10 J]
 FR/SA: 22.30^D

• BLACKKKLANSMAN [12/10 J]
 FR/SA: 23.00^{E/d/f}

• THE EQUALIZER 2 [16/14 J]
 FR/SA: 23.15^D

• KAPT'N SHARKY [0/0 J]
 SA/SO: 10.30/12.30

SA/SO/MI: 14.30^D

• DIE UNGLAUBLICHEN 2 [8/6 J]
 SA: 11.00^D

• HOTEL TRANSILVANIEN 3 - EIN MONSTER URLAUB [6/4 J]
 SA/SO: 11.15

SA/SO/MI: 13.20/15.50^D

• ALPHA - 3D [6/4 J]
 SA/SO: 11.20-SA/SO/MI: 13.30^D

• CHRISTOPHER ROBIN [6/4 J]
 SA/SO: 11.20-SA/SO/MI: 13.45^D

• REX
 Steinenvorstadt 29 kitag.com

• BOOK CLUB [12/10 J]
 14.00/20.30-FR/MO/MI: 17.15

DI: 17.00^{E/d/f}
• MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT [12/10 J]
 FR-MO/MI: 14.00/20.00

DI: 14.15^{E/d/f}

• MILE 22 [16/14 J]
 17.30^{E/d/f}

• KITAG CINEMAS: Movie Night: DIE UNGLAUBLICHEN 2 [8/6 J]
 3D: DI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch
• LA NIÑA SANTA
 FR: 18.30^{Sp/e}

• DAS SIEBENTE SIEGEL [16 J]
 FR: 21.00^{Schwed/d}

• APOCALYPSE NOW REDUX [16 J]
 SA: 14.15^{E/d}

• ABEND DER GAUKLER [16 J]
 SA: 18.15^{Schwed/e}

• LA MUJER SIN CABEZA
 SA: 20.15^{Sp/e}

• JAUJA [14 J]
 SA: 22.15^{Sp/Fr/Dän/e}

• DIE ZAUBERFLÖTE [16 J]
 SO: 13.00-MI: 21.00^{Schwed/d}

• WHITE MATERIAL [16 J]
 SO: 15.30^{F/e}

• SCHANDE [16 J]
 SO: 17.45^{Schwed/d}

• EL ABRAZO DE LA SERPIENTE [16/14 J]
 SO: 20.00^{Ov/d/f}

• WIE IN EINEM SPIEGEL (1960) [12 J]
 MO: 18.30^{Schwed/d}

• KHOOK - THE PIG [16/14 J]
 MO: 20.30^{Farsi/d/f}

• DAS ÄCHZEN DER ASCHE
 MI: 18.30^D

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 friicks-monti.ch
• BOOK CLUB - DAS BESTE KOMMT NOCH [12/10 J]
 FR-SO/MI: 20.15^D

• HOTEL TRANSILVANIEN 3 - EIN MONSTER URLAUB [6/4 J]
 3D: SO: 13.30^D

• DAS SCHÖNSTE MÄDCHEN DER WELT [12/10 J]
 SO: 15.45^D

• LIEBE BRINGT ALLES INS ROLLEN - TOUT LE MONDE DEBOUT [10/8 J]
 SO: 18.00^D

• MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN [8/6 J]
 MO: 20.15^D

LIESTAL KINOORIS

Kanonengasse 15 kinooris.ch
• BOOK CLUB - DAS BESTE KOMMT NOCH [12/10 J]
 FR/SA/MO-MI: 20.15

SA/SO: 18.00-SO: 15.30
 DI: 14.00^D

• THE NUN [16/14 J]
 FR/SA: 22.45-SA: 15.30

SO: 20.15-MI: 18.00^D

• HOTEL TRANSILVANIEN 3 - EIN MONSTER URLAUB [6/4 J]
 SA/SO: 11.00-SA/SO/MI: 13.15

MO/DI: 18.00^D

• MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN [8/6 J]
 MI: 15.30^D

SPUTNIK

Bahnhofplatz palazzo.ch
• DIE GRÜNE LÜGE [10/8 J]
 FR: 18.00-SO: 15.30^D

• THE MAN WHO KILLED DON QUIXOTE [12/10 J]

20.15^{E/d/f}
• TOUT LE MONDE DEBOUT [10/8 J]
 SA-MO: 18.00^{F/d}

• THE CHILDREN ACT [8/6 J]
 DI/MI: 18.00^{E/d/f}

SISSACH PALACE

Felsenstr. 3a palacesissach.ch
• MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN [8/6 J]
 18.00^D

• PLACE PUBLIQUE [12/10 J]
 20.30^{F/d}

• GUNDERMANN [6/4 J]
 SO: 10.30^D



Auf der Alp dürfen Kinder für ein paar Wochen verwildern.

FOTO: ANDREA FOPP

Wochenendlich auf der Alp

Die neue Zeit macht auch vor der Hütte der Urgrosseltern nicht halt. Doch jeder Tag auf der Alp hat etwas Archaisches.

Warum das Sömmern in den Bergen auch den Menschen guttut

von Andrea Fopp

Am Grund der Talsenke zwischen Hüreli und Börtherhorn steht eine grosszügige Hütte aus dunklem Holz mit hellen Fensterbalken. Davor ein Sitzplätzli mit Steinplatten und Tisch, daneben der alte Kuhstall, eine Natursteinmauer.

Der Brunnen plätschert, der nahe Bach rauscht und die Kühe glöckeln. Unsere Alp liegt auf 1880 Metern im Davoser Dischmatal, hier wachsen keine Bäume, dafür Haselnusssträucher, Alpenrosen, Heidelbeeren und Flechten.

Spione mit Feldstechern

Meine Tochter und ich sitzen vor der Hütte. Die Morgensonne brennt uns ins Gesicht. Wir ziehen die Pullover aus und die Sonnenhüte an. Meine Mutter bringt drei Tassen Kaffee (auf der Alp dürfen Kinder Kaffee trinken, am Tisch schlürfen, furzen und gorspen). So sitzen wir nebeneinander und schauen zu, wie die Schatten auf der gegenüberliegenden Talseite kürzer werden. Munggen-Kinder tollen über die Wiese, meine Tochter juchzt.

Auf der anderen Talseite beginnt die tägliche Prozession von Touristen in neonfarbenen Gore-Tex-Kleidern, die das Tal hinauf- und hinabwandern auf der Suche nach ein bisschen Heidi-Feeling. Am Blitzen im Sonnenlicht erkennen wir, dass wieder einer rüberspiegelt. Das Signal für uns, ebenfalls den Feldstecher aus der Hütte zu holen und zurückzuspiegeln. Die Staupe vor dem Brunnen hat mein Vater gepflanzt, damit man beim täglichen Bad vor Neugierigen mit Feldstechern geschützt ist.

36 Sommer lang bin ich auf diesem Bänkli gesessen, das erste Mal im Bauch meiner Mutter. Auch meine Tochter war bei ihrem ersten Alpbesuch ein Fötus, jetzt ist sie drei Jahre alt und führt Besucher herum wie eine Grossgrundbesitzerin.

Ein Tag gleicht dem nächsten, ein Jahr dem andern. Wir stehen auf, machen Feuer, kochen Kaffee, steigen aufs Hüreli, waschen uns im Brunnen, holen Milch beim Bauern, lesen, backen Brot, gehen früh ins Bett und lauschen beim Einschlafen dem Rauschen des Bachs.

Den Lauf der Zeit erkennt man an der Zunge des Grialetsch-Gletschers, die sich

jedes Jahr weiter in die Höhe zurückzieht. Und daran, dass die Bauern dieses Jahr nicht über den Regen reden, der ihnen das geschnittene Gras nass macht, sondern über den Klimawandel, der die Wiesen und Bäche austrocknet.

Auch die Hütte verändert sich langsam. Im Arvenstübli hängen, neben zwei Ankerkopien, die Porträts meiner Urgrosseltern: eine kräftige Frau mit Zöpfen, ein Mann mit Bart. Souvenirs aus der Zeit, als meine Grosseltern noch Bauern waren und im Sommer Feh und Schweine auf die Alp brachten. Jetzt ist die Alp eine Ferienhütte, wir machen mit Solarzellen Licht statt mit Petroleum und auf den Wiesen weiden die Kühe des Nachbarn. Er leert dafür unser Plumpsklo.

Die Alp ist Universal-Sehnsuchtsort. Agglomerationlerinnen und Städter strömen in die Berge und holen sich «Hütten-gaudi» und «Raclette-Stübli» in die Einkaufsstrassen.

Und doch hat unsere Alp etwas Archaisches, das ich spüre, kaum dass ich auf dem Bänkli sitze. Das Schwarzhorn scheint das Wetter im Dischma zu kontrollieren. Es scharf Wolken um sich, baut sie zu Türmen auf, lässt es blitzen und donnern und manchmal auch schneien im Hochsommer. Es dirigiert das Wetter und mit ihm auch uns.

Enge ist eine Frage des Wetters

Der erste Blick am Morgen geht zum Berg. Lässt er die Sonne scheinen, wird der Tag heiter und leicht: Frühstück im Freien, am Bach liegen und lesen, die Haare waschen und an der Sonne trocknen lassen. Lässt er es regnen, wird der Tag düster und schwer: In der dunklen Hütte sitzen, bis uns die Decke auf den Kopf fällt. Durch Regen und Nebel marschieren, bis die Socken in den Schuhen gurgeln. Holzhacken, lesen, malen, lismen.

Das schlechte Wetter auf der Alp hat sogar die Macht, aus Bekannten Freundinnen fürs Leben zu machen. Und umgekehrt. Wenn man zusammengedrängt stundenlang in der Stube hockt, weiss man, was man am anderen hat. ×

Auf die Alp

Die beschriebene Alp ist nicht zu haben. Alphütten mieten kann man zum Beispiel auf www.sentiero.ch oder auf www.alp-bnb.ch.

Aufs Schwarzhorn im Dischmatal

Start beim Berggasthaus Dürrboden und dann bis zum Flüelapass. Im «Dürrboden» kann man auch essen und übernachten, bis Mitte Oktober fährt ein Bus bis zum Gasthaus.

Am Abend

Über den Alpentourismus lesen. Thomas Barfuss: «Authentische Kulissen. Graubünden und die Inszenierung der Alpen.» Hier und Jetzt Verlag, 2018.

Kreuzworträtsel

was Blumen meist haben	Erdogans Staat	↓ sie fliesst bei Basel in d. Rhein	↓ Hauptstadt Algeriens	Wohnzimmer	↓	stachliges Tier	symbolträchtige Frucht	9	Jasskarte	↓	FCB-Trainer	Fahrer einer venezianischen Gondel
↙	↓	10		Film-Titel, der Werk Namen gibt	↘							
altes Raummass	↘	Zwischenverpflegung		Schienenfahrzeug	↘		franz.: er		sine loco, Abk.		Internetadresse Armeniens	7
↙				Stoss, Stapel	↘				kurz f. Local Area Network griech. Unterwelt			
Kanton		chem. Zeichen f. Neon		eingedrückte Stelle (z.B. Auto)	5				Kleidungsstück			
nicht trübe				  <p>Vorteil MINERVA Kindergarten und Primarschule Bürgerliches Waisenhaus Theodorskirchplatz 7, 4058 Basel Telefon 061 683 96 01</p> <p>Sekundarschule (alle Niveaus) Wildensteinerhof St. Alban-Vorstadt 32, 4052 Basel Telefon 061 278 98 88</p> <p>www.minervaschulen.ch</p>				B.t = viele Männer tragen einen		dt. Pendant der SBB		
Baum mit charakteristischer Rinde	4	franz.: Strasse	Dreifachvokal					der Basler Sack für Güsel		kurz für Diodenleser		
hügellose Landschaft		neuer Wirt des Nord Bahnhof	Niederlande, abgekürzt					sie wachsen auf Körper		Gegend im Kt. Graubünden	in Ordnung, Abk.	
↙								germanische Gottheit	6			2
Fahrzeug f. mehrere Personen		Personalpronomen	Festpreis, kurz	↓ war einst berühmter Psychologe	↓	schriftl. Zeichen für Zahl	grosser Staat in NO-Afrika	man braucht sie f. Hund		Variante von Noah		
↙		ungebunden			3	Gassen-deutsch					bei uns: Speisefolge	Ö aus d. Speck v. Walen
traubenähnlicher Blütenstand				es knistert und brennt					staatl. Stelle			
↙			gesagt nach Anstrengung kurz f. Altes Testament		1	bestimmter Artikel			hist. Stadt in Mesopotamien			
Babynahrung	8	verrückt, wie es Briten kennen		innerer Schwung				die Turner Rock-Ikone				
Prüfung				Autokennzeichen v. Estavayer		ungebraucht			jetzt			

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (i. - SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 03.10.2018. Lösungswort der letzten Woche:
PROMENADEN



ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin:
Doris Vogt



Auflösung der Ausgabe Nr. 34

Impressum

TagesWoche
 7. Jahrgang, Nr. 35,
 verbreitete Auflage:
 8251 Exemplare (prov. Wemf-
 beglaubigt),
 Spitalstrasse 18,
 4056 Basel
Herausgeber
 Neue Medien Basel AG
Redaktion
 Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
 täglich online und jeden
 zweiten Freitag gedruckt.

Geschäftsleitung
 Sibylle Schürch
Creative Director
 Hans-Jörg Walter
Redaktion
 Renato Beck und
 Gabriel Brönnimann
 (Co-Leitung Redaktion),
 Ronja Beck, Yen Duong,
 Daniel Faulhaber, Andrea Fopp,
 Olivier Joliat, Stefan Kempf,
 Christoph Kieslich,
 Felix Michel, Matthias Oppliger,
 Jeremias Schulthess,
 Dominique Spirgi,
 Samuel Waldis,
 Catherine Weyer

Produktion
 Reto Aschwanden
 und Tino Bruni
 (Co-Leitung Produktion),
 Dorothee Adrian,
 Mike Niederer,
 Hannes Nüsseler
Layout/Grafik
 Anthony Bertschi,
 Eliane Simon
Bildredaktion
 Nils Fisch
Korrektorat
 Martin Stohler (Leitung),
 Yves Binet, Chiara Paganetti,
 Irene Schubiger,
 Laura Schwab, Jakob Weber

Kommunikation und Marketing
 Sandra Luzia Schafroth
Werbung/Anzeigen
 Monika Höpfl
 061/561 61 22
werbung@tageswoche.ch
todesanzeigen@tageswoche.ch

Abodienst
 Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Unterstützen Sie unsere Arbeit mit einem Jahresbeitrag
 UnterstützerIn: 140 Fr. pro Jahr
 EnthusiastIn: 180 Fr. pro Jahr
 Unternehmen: 660 Fr. pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/abo

Sie wollen uns mit einer Spende unterstützen? Bitte sehr:
 IBAN
 CH41 0900 0000 6050 5456 2
Druck
 Mittelland Zeitungsdruck AG,
 Aarau

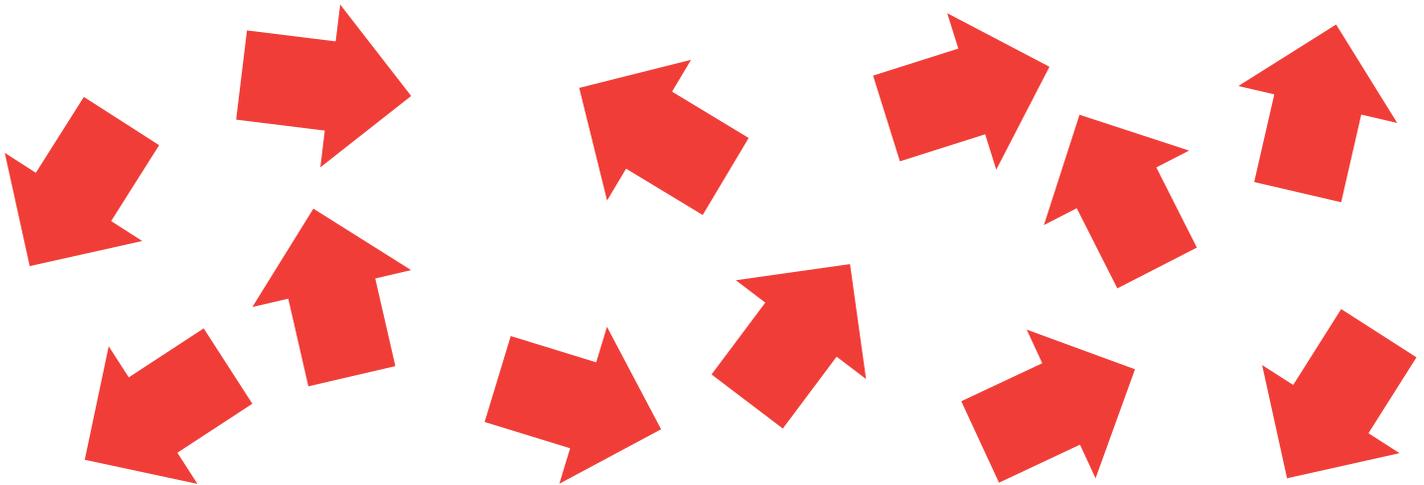
Designkonzept und Schrift
 Ludovic Balland, Basel
Redesign CI und Cover
 Anthony Bertschi, Nils Fisch
Lithografie
 Andreas Muster



Leidenschaft kennt keine Grösse.

**Offenheit, Meinungsvielfalt und
Unabhängigkeit. Wie viel ist Ihnen das wert?
Abonnieren Sie jetzt.**

Informieren Sie sich auf www.tageswoche.ch/abo



Weil das Leben nicht immer gradlinig verläuft.

Die Fachstelle für Selbsthilfe in der Region Basel ist
für Sie da: Mit Kontakten zu über 170 Selbsthilfegruppen
zu körperlichen, psychischen und sozialen Themen.
www.zentrumselbsthilfe.ch

 **Zentrum Selbsthilfe**
Finde andere. Finde dich.

AZA
CH-4056 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4056 Basel
Kundendienst: 061 561 61 61
Redaktion: 061 561 61 80
tageswoche.ch



ANZEIGE

TagesWoche
Journalismus für Basel

Routinier.

Christoph Kieslich, Redaktor



tageswoche.ch